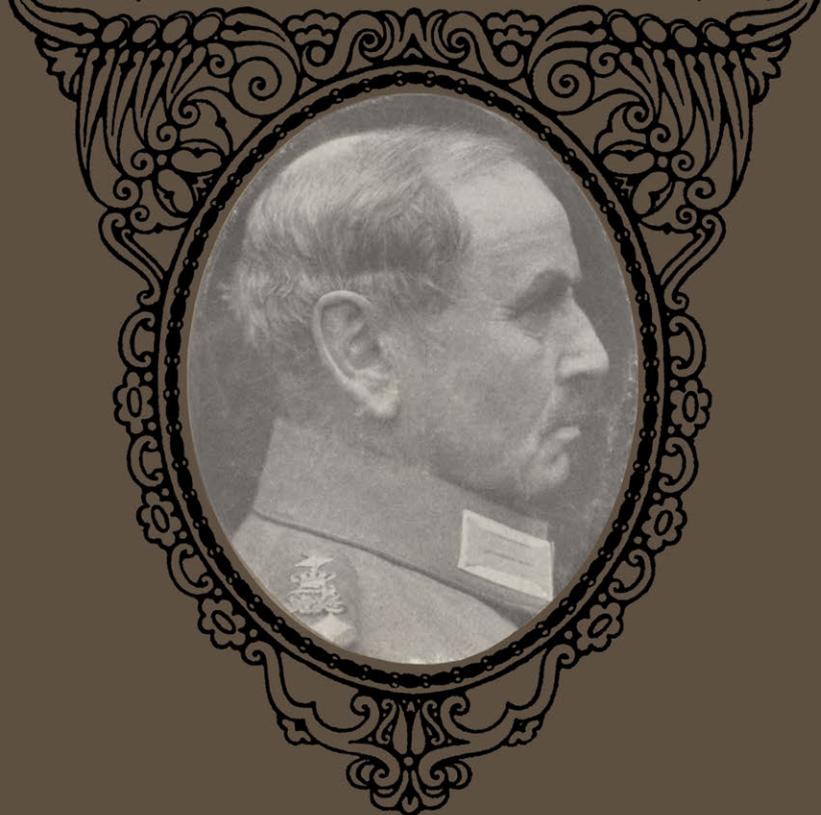


# Alexander von Kluck

\* Ein Lebensbild \*



Von  
Eugen Wolbe



Phot. Rudolf Dührkoop

Die Zeit der Eile  
Nicht das Leben  
Leben II.

den 16. August 1915

v. Kluge

# Alexander von Kluck

Ein Lebensbild

von

Prof. Dr. Eugen Wolbe

Mit sieben ganzseitigen Abbildungen



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1917



Copyright 1917 by Springer-Verlag Berlin Heidelberg  
Ursprünglich erschienen bei Otto Spamer, Leipzig 1917

---

ISBN 978-3-662-42097-3      ISBN 978-3-662-42364-6 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-662-42364-6

**Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.**

# Inhalt

	Seite
1. Kapitel: Sonnige Jugend . . . . .	5
2. " Das erste Soldatenjahr . . . . .	12
3. " Krieg und Sieg . . . . .	19
4. " Bei der Okkupationsarmee . . . . .	26
5. " Friedensjahre . . . . .	34
6. " Klud als Erzieher der militärischen Jugend . . . . .	42
7. " Stabsoffizier in Magdeburg . . . . .	51
8. " Bezirkskommandeur in Berlin . . . . .	60
9. " Regiment — Brigade — Division . . . . .	66
10. " Ein Jahr voll Sonnenschein . . . . .	79
11. " Des Kaisers Tafelgenosse . . . . .	90
12. " Klud als Mensch . . . . .	101
13. " Stille vor dem Sturm . . . . .	115
14. " Klud als Oberbefehlshaber der I. Armee . . . . .	128
15. " An der Wisne . . . . .	146
16. " Zwei Ehrentage . . . . .	160
Schlußwort . . . . .	169
Literatur . . . . .	172

## Verzeichnis der Abbildungen

	Seite
Bildnis Alexanders von Klud (Rudolf Dührkoop phot.) Titelbild	
Kluds Geburtshaus . . . . .	8
Frau Fanny von Klud, die Gattin des Generalobersten . .	48
Wappen der Familie von Klud . . . . .	96
Engerer Stab des Armeoberkommandos I in Folembraj .	128
Generaloberst von Klud an seinem 70. Geburtstage . . .	160
Generaloberst von Klud mit seiner sechsjährigen Enkelin (Photogr. von J. van Bosch, Hirschberg i. Schl.) . .	168



## Erstes Kapitel Sonnige Jugend

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts beherbergte das zweistöckige, graugestrichene Haus in dem Krümmen Limpen Nr. 6 zu Münster in Westfalen zwei Familien.

Im ersten Stock wohnte ein General aus der Zeit der Befreiungskriege, von Schlemmer, im Erdgeschoß ein Baumeister. Zwischen beiden Familien spannen sich lebhaftes gesellschaftliche Beziehungen. Der zweitjüngste Sohn des Architekten war des Generals erklärter Liebling. So oft das Kind dem alten Soldaten seinen Gruß entbot, fragte dieser:

„Nun, mein Sohn, was willst du werden?“

Darauf der Knabe schlagfertig:

„Ich will auch General werden!“

Wenn nun die Frau Baumeister diese kühne Absicht mit einem Fragezeichen zu versehen wagte, antwortete der kleine Krauskopf halb trotzig, halb beleidigt:

„Was ich will, das will ich!“

Dieses energische Menschenkind, das in den beiden — durchaus authentischen — Antworten bereits sein künftiges Wirken und Wesen kennzeichnet, ist der spätere Generaloberst Alexander von Kluck, der in dem genannten Hause am 20. Mai 1846 das Licht der Welt erblickte.

Die Klucks sind eine alte, weitverzweigte Patrizierfamilie. Westfalen, „das Land der roten Erde“, nährte diesen kerndeutschen, knorrigen Stamm, dem einmal eine

Ahnfrau ein Reislein Gefühlsweichheit aufspropfte. Diese Ahnfrau war eine Lertor, ein Sproß des Geschlechts, das in Goethe „die Frohnatur, die Lust zum Fabulieren“ weckte. Ursprünglich waren die Kludß in Dillenburg sesshaft. Seit dem Dreißigjährigen Kriege finden wir sie in verschiedenen Gegenden Westdeutschlands, bald als „Kludß“, „Gludß“ — Christoph Willibald Gludß war einer der Ihrigen; auch dessen Vorfahren entstammten dem Dillenburger Lande — „Klogh“, in den Niederlanden als „Klogh van Fassenvelde.“ Ein Sproß der Familie latinisierte seinen Namen in Glucius; er war vermutlich ein Rechtsgelehrter oder ein neulateinischer Dichter. In drei Generationen waren die Kludß Geistliche. Johann Eberhard Kludß (1678—1733) wirkte an der Parochialkirche zu Berlin. Auch ein älterer Bruder unseres Generalobersten war Theologe.

Es war eine große Kinderschar, die dem Lebensbunde des münsterischen Regierungsbaumeisters Karl Kludß und seiner Gattin Elisabeth geb. Liedemann erblühte. Als Alexander Kludß geboren wurde, war er seiner Eltern fünfter Sohn und siebentes — aber noch nicht letztes — Kind, denn ein Jahr danach schloß sich der Kreis mit der Geburt eines sechsten Sohnes.

Im Schoße eines glücklichen Familienlebens wuchsen die Kinder auf. Was dem Leben Annehmlichkeit und Schönheit verleiht, war vorhanden, denn die Eltern waren begütert. Der Vater war ein Künstler in seinem Fache. Auf einem Bilde, das ihn im Kreise seiner großen Familie darstellt, sehen wir einen mittelgroßen Mann mit spizzulaufendem, starcknochigem Antlitz, aus dem ein paar fluge Augen eher streng als milde in die Welt hinausblicken.

„Eine großartige Frau,“ nennt Kluck seine Mutter. Wenn er seinen Ernst, seine Beharrlichkeit und sein Zielbewußtsein dem Vorbilde seines Vaters zuschrieb, durfte er die Einfachheit seiner Lebensführung, seinen praktischen Sinn und sein goldenes Herz als ein Erbteil seiner Mutter verehren, deren Gesichtszüge sich überdies in den seinigen treulich widerspiegeln.

Als Alexander Kluck — nach dem Besuch der Rektoratsschule — Ostern 1859 das königliche Gymnasium Paulinum zu Münster bezog, bedeutete dieser Wechsel keine besondere Standeserhöhung für ihn; denn er hatte auch auf der einfachen Bürgerschule immer den besten Umgang gehabt. Gern schlossen sich Mitschüler an ihn an, war er doch ein vergnügtes, mitteilbares Menschenkind, alles andere eher denn ein Duckmäuser und Stubenhocker.

Sonntags in der Frühe fuhr ein Leiterwagen den Krummen Limpen entlang. Mit Jubel wurde er begrüßt, wenn er am Kluckschen Hause vorfuhr. Denn nun ging es hinaus nach Mienberge, wo Klucks ein behagliches, wenn auch bescheidenes Gut besaßen. Der Mienberger Leiterwagen hatte unterwegs noch ein Duzend andere Knaben abgeholt, die sich im Verein mit ihren fröhlichen jungen Gastgebern draußen alsbald in Reih und Glied aufstellten. Kommandorufe schwirrten durch die Luft. „Richt euch“ — „Vorwärts marsch“ — „In Sektionen vom rechten Flügel abmarschirt“ — „In Reihen gesetzt, rechts um“ — wehe, wenn es nicht klappte! Dann sauste ein Donnerwetter auf die junge Garde nieder, denn der Oberbefehlshaber nahm es ernst mit seinem Amte. Zwar nicht hoch zu Roß, sondern nur hoch zu — Esel ritt er die Front ab; mit einem langen Schwert — aus Holz! — unterstrich er seine Kommandorufe.

Ob die militärischen Übungen zu seiner Zufriedenheit ausfielen — wer weiß es? Sicher ist, daß der junge Truppenführer an diesem Kommando kaum geringere Freude empfand, als später an den höchsten militärischen Würden.

Ja, früh übt sich...

In ihrer sonnigen Gemütsart waren die Kludischen Knaben zu allerlei Scherz und Schabernack aufgelegt. Namentlich auf die Witwe Wegglau, die Inhaberin eines Porzellengeschäftes, hatten sie es abgesehen. Seitdem diese als scheu und furchtsam bekannte Frau erfahren hatte, daß oben im Hannoverschen einmal eine Händlerin in ihrem Laden ermordet worden war, schloß sie ihr Geschäft, wenn sie allein war, und öffnete es nur, wenn jemand draußen an der Klingel zog. Auf dieser Geppflogenheit der Alten bauten die Knaben ihren Plan auf: mittels einer langen Schnur banden sie einen Ledel an der Klingel fest — und liefen weg. Der Hund wollte sich natürlich losreißen. Je toller er sich geberdete, desto schriller lautete die Klingel, bis die würdige Dame in der Ladentür erschien, das Hündchen befreite, und zornig hinter den Knaben herschalt:

„Schon wieder die Kludjungen!“

Mit ein paar Sprüngen hatte der Ledel die Attentäter eingeholt und sprang freudewedelnd an ihnen empor.

Zu einem anderen Streich erkoren sie sich die münsterischen Bäcker als Opfer. Wenn diese zu St. Niklas (6. Dezember) Männer aus Pfeffertuchen verfertigten und als Schaumware auf die Fensterleisten stellten, machten sich die Knaben ein Vergnügen daraus, die kunstvollen Gebilde durch Klopfen an die Scheiben zu Falle zu bringen. Brachen sie sich dann das Genick — die Pfeffertuchen-



**Kluck's Geburtshaus**  
im Krummen Limpen in Münster i. Westf.

männer, nicht die jungen Missetäter —, dann kannte die Freude keine Grenzen. Natürlich waren sie längst entwischt, ehe sich der Bäckermeister zu ihrer Verfolgung anschickte:

„Wartet, ihr Rangen, wenn ich euch kriege . . .!“

An schulfreien Nachmittagen pilgerten die Freunde gern zu dem dunklen, sagenumspunnenen Donnerbusch unfern Rienberge hinaus. Hier war einstmals dem Donar geopfert worden; drum rauschte es in den Zweigen von altgermanischer Kraft. An der Grinkenwell, einer zwischen bemoostem Gemäuer dahinrieselnden Quelle, wädhnten die jungen Wanderer die steinalte Here zu sehen. Hier wurden noch bis 1840 die Hinrichtungen vollzogen — mancher hat hier das Gruseln gelernt!

Unter all dieser Jugendlust in Wald und Flur durfte Alexanders Streben, in der Schule vorwärts zu kommen, keineswegs leiden.

Um es gleich zu sagen: Klud war kein sogenannter Muster Schüler. Für einen Naturfreund wie Alexander Klud, der jeden Eindruck draußen im Freien mit der Seele einsog, hatte beispielsweise die Mathematik nichts Anziehendes. Daß er in diesem Fache nicht ganz versagte, hatte er der Hilfe eines befreundeten Studenten der Astronomie (Weber) zu danken. Manche klare Nacht haben die beiden auf der Sternwarte der Universität nach den Sternen ausgelugt und deren Bahnen in die bereitgehaltenen Himmelskarten eingezeichnet.

Wie am Himmelszelt, so wußte Klud auch auf der Landkarte Bescheid. Die Vorliebe für Erdkunde ist ihm im Verein mit seinem Vergnügen an genauem, sauberem Kartenzeichnen später bei den Übungen im Geländeaufnehmen gut zuflatten gekommen.

Ebenso liebte er den Geschichtsunterricht — freilich nicht die trockenen Zahlen, sondern die Zusammenhänge politischer und kriegerischer Vorgänge, nicht die Schlachten- und Regentennamen, sondern den Geist, die Ideen.

Auch der deutsche Unterricht fesselte den Knaben und Jüngling, denn er wirkte auf seine Gesinnung und bildete sein Gemüt. Goethe wurde sein Liebling. Goethe begleitete ihn auf dem ganzen Lebenswege. Auf Goethes Spuren wandelte der spätere Feldherr, als es ihn nach Italien zog. Wenn nach lustiger Jagd Halali geblasen wurde und die Jagdgenossen sich zu lecherer Frühstückstafel setzten, glitt das Gespräch auf Goethe: ein Goethewort, dessen Herkunft nicht gleich feststand, konnte einen Briefwechsel mit genaueren Goethekennern veranlassen. Goethe begleitete ihn schließlich in den Weltkrieg; und wenn er sich hier seiner ungeheuren Verantwortung bewußt ward, tröstete und erhob ihn das Wort seines Meisters:

„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,  
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;  
Alein wer andre wohl zu leiten strebt,  
Muß fähig sein, viel zu entbehren“ (Ilmenau).

Ebenso deckt sich Klucks Auffassung von Leistung und deren Anerkennung mit Goethes Anschauungen (Faust, 2. Teil):

„Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.“

Die Lehren, die der jugendliche Kluck aus der Lektüre Goethes schöpfte — Hingabe an eine große Idee und Humanität —, sah er verkörpert in seinem Klassenlehrer der Sekunda, Professor Dr. Wöhle, einem Geistlichen, den

er von allen seinen Lehrern am meisten verehrte. „Eine edle Natur“ nennt er ihn: die Bornehmheit seines Auftretens, die edle Duldsamkeit gegen Andersdenkende zeigten ihm die katholische Geistlichkeit in ganz anderem Lichte, als religiöse Eiferer sie darzustellen pflegten. An dem Vorbilde dieses echt priesterlichen Lehrers lernte Kluck — bei treuestem Anhangen an dem eigenen evangelischen Bekenntnis — Menschen nach ihrem inneren Werte, nicht nach der ihre eigenste, persönlichste Angelegenheit darstellenden Art ihrer Gottesverehrung schätzen. Zudem übte das rege kirchliche Leben der vorwiegend katholischen Stadt einen heilsamen Einfluß auf die religiösen Minderheiten aus. Den Angehörigen der Familie Kluck freilich lag schlichte Frömmigkeit, Glaubensinnigkeit — gewissermaßen als ein Erbteil der geistlichen Ahnen — in den Familientraditionen begründet.

Wie das religiöse Gefühl, so lag auch die Liebe zu König und Vaterland den Klucks im Blute. Kein Wunder, daß sich einer der Söhne dem geistlichen, dagegen drei dem Offizierstande widmeten. Als Alexander heranwuchs, wirkte jener bereits als Pastor in Halle i. W.; der ältere Bruder aber stand bei dem in seiner Vaterstadt garnisonierenden Artillerieregiment Nr. 7. Ein Kreis fröhlicher Kameraden scharte sich um ihn, und oft genug schritten die jungen Offiziere sporenklirrend über das Parkett der Kluckschen Gemächer dahin. Das ritterliche Auftreten der jungen Krieger, ihre tadellosen Manieren, ihr edles Minnewerben um die den besten Gesellschaftskreisen angehörenden Damen, das vielseitige militärische Leben in Münster, dem die stete Anwesenheit des kommandierenden Generals des VII. Armeekorps mit ihren Übungen, Paraden, Ballfestlich-

keiten usw. eine besondere Weihe verlieh — alles dies machte auch auf Alexander Klud Eindruck und ließ in dem ernstgerichteten Jüngling den Wunsch reifen, gleichfalls als Offizier seinem Könige zu dienen.

Der Vater freilich verfolgte mit seinem Sohne andere Ziele. Karl Klud hatte sich nach dem Besuch der Bauakademie in Karlsruhe und in Berlin zu einem tüchtigen Meister emporgeschwungen und im Laufe der Jahre ein stattliches Vermögen erworben. Nun sollte der Sohn das väterliche Unternehmen fortsetzen und auf eine — wenn möglich — noch breitere Grundlage stellen. Auch die Mutter hätte aus ihrem Alexander gern einen Architekten gemacht, denn der Vater stand an der Schwelle des Greisenalters. Sollte sein mühevoll auf-erbautes Unternehmen in fremde Hände übergehen?

Nur zu bald sollte des Knaben Berufswahl spruchreif werden: am 11. April 1864 schloß der Tod die fleißigen Hände des Baumeisters. Untergegangen war die Sonne, die einer vielköpfigen Familie Licht und Wärme gespendet hatte.

An der Bahre des Vaters entschied sich des Sohnes Zukunft.

## Zweites Kapitel

### Das erste Soldatenjahr

Nur mit schwerem Herzen hatte Frau Baumeister Klud die Berufswahl ihres Sohnes gutgeheißen. Dennoch hat sie ihn weder durch Bitten, noch durch Zwang umzustimmen versucht — vielleicht hatte das Schicksal ihren Alexander zu etwas ganz Besonderem ausersehen . . .

Im Gegensatz zu seinem älteren Bruder, dem Artilleristen, wählte Kluck die Infanterie, und zwar trat er am 13. Oktober 1865 „mit der Aussicht auf Beförderung“ in die 1. Kompanie des 6. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 55 zu Minden ein. Es war eine strenge Ausbildung, die der Marsjünger hier durchmachen mußte. Sergeant Schreiber, der ihn sechs Wochen lang tüchtig „ausbimste,“ brachte ihm langsamen und Laufschritt, Ehrenbezeugungen und Wendungen, Bajonetieren und Eskaladieren bei, so daß ihm der Kopf wirbelte unter der Wucht der stündlich auf ihn einströmenden Eindrücke.

Wenn ihn auch die Griffe an dem schweren Zündnadelgewehr arg ermüdeten, so beugte sich der schwächliche Jüngling dennoch willig unter das Joch der harten Pflicht. Für ihn stellte sich jeder Griff, jede Wendung als ein Rädchen dar in dem großen Uhrwerk „preußisches Militär“: versagt eins der Räder, so stockt der ganze Betrieb. Und doch war ihm diese Kleinarbeit nur Rankenwerk um die beiden Pfeiler des Infanteriedienstes: Schießen und Felddienst. Als Frontsoldat wie später als General widmete Kluck diesen Disziplinen seine größte Aufmerksamkeit.

Kluck hat das Glück gehabt, von Offizieren unterwiesen zu werden, welche die im Dienst notwendige unnachsichtliche Strenge mit einem im privaten Verkehr kameradschaftlichen Entgegenkommen zu vereinen und sein Interesse für den königlichen Dienst zu wahrer Begeisterung zu steigern verstanden.

Hauptmann von Massow lud den jungen Kameraden in sein Haus; Hauptmann von Below, — der Vater des späteren ruhmreichen Führers der VIII. Armee,

Otto von Below, — war ihm gleichfalls zugetan. Zahlmeister Strube, der drei Mobilmachungen mitgemacht hatte, half den jungen Offizieren bisweilen gegen Ende des Monats mit — einem Taler Vorschuß aus, einem Darlehen, das freilich die väterliche Mahnung begleitete: „Ein Offizier muß sich frühzeitig an Sparsamkeit gewöhnen!“

Eines solchen Rates bedurfte es bei Klud nicht, denn er war einem sogenannten „flotten“ Leben abhold. Vielmehr schöpfte er Zerstreuung und Anregung aus dem freundschaftlichen Verkehr mit gleichstrebenden Kameraden.

Vier Marsjünger hatten sich zu engem Freundschaftsbunde zusammengeschlossen.

Da war Paul Galli, der Sohn eines Berliner Kammergerichtsrats. Aus Herzensneigung war er Soldat geworden, hatte aber nach kurzer Leutnantszeit aus dem Dienste scheiden müssen. Nachdem er sich wieder als einfacher Musketier hatte einstellen lassen, war er abermals Leutnant geworden. Bei Colombey-Mouilly (14. August 1870) trug er eine ehrenvolle Verwundung davon, an deren Folgen er im Dezember 1870 starb, nachdem ihm der kommandierende General von Zastrow auf dem Sterbebette das Eiserne Kreuz persönlich überreicht hatte.

Bei den 55ern dienten ferner die beiden Brüder von Bock und Polach. Der, ältere, Max († 1914 als Generalfeldmarschall), hatte einst an den Sonntagsfahrten nach Nienberge teilgenommen; was er sich in der Jugend gewünscht, hatte er im Alter die Fülle. Aber auch sein Bruder, Friedrich, hat im königlichen Dienst die höchsten Ehren eingeheimst; während des Weltkrieges war er stellvertretender kommandierender General des V. Armeekorps.

Der vierte im Bunde war ein um zwei Jahre jüngerer Offizier, der Sohn eines Obersten aus Minden, ein wahrhaft edler Mensch, und trotz seines kleinen Wuchses ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Unter glücklichster Vorbedeutung — am Tage der Schlacht bei Königgrätz — war er in die preußische Armee eingetreten. Auf der militärischen Stufenleiter stieg er bis zum kommandierenden General empor. Aber sein Name wäre vielleicht ruhmlos verflungen, wenn dieser Truppenführer nicht zum Erstaunen der ganzen Welt in der ersten Woche des großen Krieges eine mit allen Mitteln moderner Fortifikationskunst ausgestattete Festung binnen wenigen Tagen eingenommen hätte — Otto von Emmich († 22. Dezember. 1915).

Im Kreise solcher Freunde ging die Zeit wie im Fluge dahin. Aber die jungen Krieger nutzten die Zeit tüchtig aus, denn nach dem Kriege von 1864 ballten sich allerorten Gewitterwolken zusammen, die zwei Jahre später in einem abermaligen Kriege zu einer furchtbaren Entladung führen sollten.

Alexander Kluck folgte den politischen Vorgängen mit um so lebhafterer Anteilnahme, je sehnlicher es ihn verlangte, das Schwert für sein Vaterland zu ziehen. Beim Ausbruch des Krieges 1866 war er bereits Unteroffizier. Im Felde draußen wurde er als Offizierstellvertreter mit der Führung eines Zuges betraut und zum Portepeeführer befördert. Seine Garnison, Minden, war damals — als Grenzfestung gegen Hannover — von militärischer Wichtigkeit.

Unteroffizier Kluck bekam zunächst den Auftrag, die aus dem feindlichen „Auslande“ Hannover ankommenden Züge nach Spionen und feindlicher Konterbande zu

durchsuchen. Als er dann mit den 55ern, die zur Mainarmee unter Vogel von Falkenstein gehörten, ins Feld rückte, empfing er im Gefecht auf dem Nebelberge bei Dermbach seine Feuertaufe. Hier oben hatten die Bayern sieben Bataillone aufgestellt. Von Wiesenthal her rückten die ersten beiden Bataillone der 55er, ferner die 13er, zwei Batterien sowie zwei Schwadronen Husaren, unter General Frhrn. von Wrangel, heran. Hinauf — koste es, was es wolle! Die Sache war aber nicht so einfach, denn erstens mußten die Preußen eine breite, mit hohem Getreide bestandene Fläche durchschreiten, ehe sie nur an den Fuß des Berges gelangten, und dann waren sie — ohne Deckung — lebhaftem Feuer von der Höhe herab ausgesetzt. Endlich hatten die Kolonnen und die Schüzenschwärme, die sich ihnen in den Flanken angeschlossen hatten, die Höhe erstiegen und den Feind im ersten Anlauf zurückgeworfen.

Nach dem Gefecht bei Dermbach — das auf höhere Weisung vorzeitig abgebrochen wurde — zogen sich die Bayern nach Süden zurück, nahmen am linken Ufer der fränkischen Saale Stellung und besetzten Hammelburg, Rissingen, Friedrichshall und Hausen. Um alle diese Orte entspannen sich am 10. Juli Gefechte, die auf den Übergang über die Saale abzielten. Das erste Bataillon der 55er war bestimmt, den Übergang über diesen Fluß zu erzwingen und Rissingen von Süden her anzugreifen. Aber nur eine einzige ihres Belags beraubte Holzbrücke führte im Süden der Stadt über die Saale. Da immer nur ein Soldat nach dem andern hinüberklettern konnte, so verzögerte sich der Übergang ganz erheblich. Das Feuer, das die Bayern von der Stadt und vom Hopfenberge aus auf diesen Steg richteten,

beirrte die 55er nicht, und gegen Mittag war die Stadt genommen.

Die Preußen nahmen nunmehr die Verfolgung des Feindes auf. Bei dem Handgemenge mit einer plötzlich heranzstürmenden Eskadron Chevauxlegers hatte sich Kluck's Freund, Fähnrich von Bock und Polach, zweimal mit seinem Degen gegen feindliche Kavalleristen gewehrt, bis ihm diese die Waffe aus der Hand geschlagen hatten. Der junge Held blutete aus mehreren Wunden, hatte aber dennoch so viel Kraft, sich in ein Kornfeld zu schleppen. Hier sank er nieder. Einer der vorüberreitenden Chevauxlegers meinte:

„Der ist schwer verwundet, den wollen wir liegen lassen!“

Fähnrich von Bock jedoch richtete sich auf — und lief davon! Da faßte ihn ein Chevauxlegers am Rock und wollte ihn gefangen nehmen. Der tapfere Fähnrich aber wehrte sich kräftig mit dem wieder aufgenommenen Degen. In diesem Augenblick krachte ein Schuß, der Gegner sank zu Boden — und von Bock war gerettet!

Unteroffizier Kluck hatte das Gefecht bei Rissingen mit heiler Haut überstanden. Aber tags darauf schwebte er in Gefahr. Als nämlich die Kompagnie sich zum Abmarsch sammelte, wandelte ihn die Lust an, sich einmal eine nicht-krepierte Granate aus nächster Nähe anzusehen. Richtig, da lag solch ein gefährlich Ding im Straßengraben! Vergnüglich hob er die Granate auf und drehte sie zwischen den Fingern, bis er hinter sich die Stimme seines Hauptmanns (Delius) hörte:

„Kluck, sind Sie des Teufels? Augenblicklich zurück, marsch, marsch, oder —“

Nach dem Gefecht bei Rissingen hatte die Mainarmee die Vereinigung der Bayern mit den Württembergern

und Hessen zu vereiteln. Auf diesem Marsche brachte sie den Hessen bei Laufach eine so empfindliche Niederlage bei, daß diese für den weiteren Verlauf des Feldzuges nicht mehr in Betracht kamen. Statt ihrer sollten nunmehr die Oesterreicher unter Meiperg den Mainübergang bei Aschaffenburg sichern. Aber die Brigade Wrangel, bei der sich die ersten beiden Bataillone der 55er befanden, nötigte hier die Oesterreicher zum Rückzug vom unteren Main.

Eine ähnliche Gefahr der Vereinigung feindlicher Streitkräfte drohte an der Tauber, wo die Württemberger standen. Auch hier kam es für die Mainarmee darauf an, die Brücken über diesen Fluß zu nehmen. Ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, drangen die 55er durch das Städtchen Tauberbischofsheim bis zur Tauberbrücke vor und feuerten von hier aus auf den abziehenden Feind. Die 2. Kompanie, bei der Kluck stand, watete durch die Tauber, wobei sie die Leibriemen mit den Patronentaschen um den Hals schlang, um die Munition vor Nässe zu schützen.

Nachdem die Mainarmee sich der Tauberübergänge bemächtigt hatte, marschierte sie auf Würzburg. Hier lagen die Bayern auf der Marienburg, der hochgelegenen Zitadelle, in fester Stellung und begrüßten nun die Preußen mit Geschützfeuer, welches die preußische Artillerie „wärmstens“ erwiderte. Das erste Bataillon der 55er hatte bei diesem Gefecht keine Verluste, denn die feindlichen Granaten waren über die Köpfe der gutgedeckten Preußen hinweg gesaust. Während diese nunmehr in einer Schlucht bei Reichenberg Bivak bezogen, traf der Befehl ein, die Feindseligkeiten einzustellen, da bereits Friedensverhandlungen schwebten.

Der Feldzug von 1866 war nur von kurzer Dauer gewesen, aber unverweklich sind die Lorbeeren, welche das preußische Heer an seine Fahnen heftete. Die 55er hatten zu dem gewaltigen Erfolge das ihrige beigetragen. König Wilhelm sprach sich dahin aus: die Haltung und Bravour des 55. Regiments sei unvergleichlich gewesen; dieses junge — erst 1860 errichtete — Regiment habe ihm viel Freude bereitet.

Kludt hatte sich als Soldat bewährt. Dem Verdienste ward seine Krone: der Fähnrich wurde mittels Kabinettsorder vom 16. August 1866 zum Leutnant befördert — die erste Stufe auf der Staffel einer glänzenden Soldatenlaufbahn war erreicht! Eine besondere Auszeichnung trug Kludt nicht davon, denn das Eiserne Kreuz war 1866 nicht erneuert worden, und mit den übrigen Auszeichnungen ging man damals recht sparsam um; der Fähnrich von Bodt und Polach freilich wurde für sein tapferes Verhalten bei Kissingen mit dem Militär-Ehrenzeichen erster Klasse bedacht.

Froh begrüßt, kehrten die 55er in ihre Garnisonsstädte (Minden, Hörter und Herford) zurück — Kludt kam erst nach dem freundlichen Weserstädtchen Hörter, dann zum Füsilierbataillon nach Herford — und nahmen ihren Dienstbetrieb wieder auf, um im Frieden neue Siege vorzubereiten.

### Drittes Kapitel

## Krieg und Sieg

Infolge der Militärkonventionen, die Preußen im Sommer 1867 mit den einzelnen deutschen Staaten ab-

schloß, wurden z. B. die lippischen Wehrpflichtigen in preußische Truppenteile eingereiht. Das in Detmold garnisonierende lippische Bataillon — das sich bei Kissingen wacker geschlagen hatte — wurde aufgelöst; statt seiner wurden der Stab und das Füsilierbataillon der 55er von Herford nach Detmold verlegt. Der grüne Waffenrock der braven Lipper, das Käppi mit dem wallenden Haarbusch wichen dem blauen Dienstrock und der preußischen Pickelhaube.

Leutnant Kluck, welcher der 12. Kompagnie angehörte, fühlte sich bald heimisch in der kleinen Residenz, mit der ihn in naher Zukunft nicht nur die Pflichten seines Berufes, sondern zugleich die Bande einer hold erblühenden Liebe verknüpfen sollten. . . .

Von Detmold aus erhob sich der junge Nar zu neuem Fluge.

Nach trefflicher Ausbildung, deren Vorbereitung noch auf den bei Kissingen gefallenen Major Rohdewald zurückging, zog das Füsilierbataillon im Verbande der I. Armee (General von Steinmetz) in den deutsch-französischen Krieg.

Über Klucks Leistungen in diesem Feldzuge, über sein Auftreten als junger Leutnant und die Ausichten, die sich seiner militärischen Zukunft damals eröffneten, geben die „Erlebnisse in Frankreich 1870/71“ Aufschluß, die ein einfacher Füsilier, August Otto aus Hedderhagen, an der Hand seiner Tagebücher veröffentlicht hat. Otto erzählt:

„Als Leutnant Kluck zum ersten Male vor seiner Kompagnie erschien und „Stillgestanden“ kommandierte, durchzuckte es alle wie ein elektrischer Schlag: wie ein Mann stand die Mannschaft, und es war ein Kommando, wie ich es bis dahin nicht gehört hatte.“

Dann kommandierte Kluck Griffe. Fast zwei Drittel der Kompagnie bestanden aus Reservisten, Leuten, die noch bis vor zwei Tagen ihren bürgerlichen Berufen nachgegangen waren und vielleicht seit Jahren keinen militärischen Kommandoruf mehr gehört, geschweige denn Griffe geübt hatten. „Aber solch ein Greifen — nie sah man Ähnliches: ein Ruck, ein Schlag — und wie angegossen lagen die Gewehre. Das Gewicht der Waffe fühlte man kaum, und man konnte sehen: es machte den Leuten Vergnügen, einmal zeigen zu können, was sie früher gelernt hatten. Und alles das geschah exakt, ohne die geringste Überstürzung. Dann erfolgte der Rückmarsch nach dem Exerzierplatz. Das Portal der Kaserne erzitterte unter dem wuchtigen Tritt. Und alles dies brachte das Kommando des Leutnants Kluck zuwege.“ „Mir kam dabei der Gedanke“ — schließt der oben bezeichnete Gewährsmann — „fehrt dieser Offizier aus dem Feldzuge wieder heim, so wird er es noch zu etwas bringen.“

Gleich in den ersten Tagen des Feldzuges mußten die 55er ihre Feuerprobe bestehen: die Vorhut der 13. Division, zu der dieses Regiment gehörte, führte bei Forbach ein erfolgreiches Gefecht durch, dem am 7. August die Einnahme dieses Städtchens folgte.

Die Bahn war frei für den Vormarsch auf Metz.

In Eilmärschen rückte die I. Armee dicht an die Ostfront von Metz heran. Da die II. Armee (Prinz Friedrich Karl) gegen die Westfront dieser Festung marschieren sollte, so fiel der I. Armee die Aufgabe zu, die feindliche Armee zu beobachten, zu fesseln oder einen Angriff sofort abzuwehren. Die Franzosen griffen jedoch nicht an, sondern versuchten ihre „Rheinarmee“ von Metz zurück über Verdun hinter die Maas zu führen. Diese

Rückzugsbewegung vereitelte General von der Goltz mit seiner Brigade im Rahmen der Vorhut der I. Armee, indem er schleunigst angriff.

Hierbei hatten die 55er einen besonders schweren Stand. Unter mörderischem feindlichen Gewehrfeuer mußte das Füsilierbataillon eine mehr als zehn Fuß hohe, steile Böschung bei Colombey-La Manchette erklimmen. In Mulden und hinter Hecken suchte jeder Deckung, so gut er konnte. Oben aber standen bereits der Hauptmann, Kluck und andere Offiziere — ohne nennenswerte Deckung — und beobachteten gelassen das vor ihnen liegende Gelände!

„Wenn der Soldat solch ein Benehmen seiner Vorgesetzten sieht,“ bemerkt August Otto, „so übt das auf ihn eine ganz besondere Wirkung aus. Er sieht die Gefahr nicht als halb so groß an, ja, er folgt seinen Führern selbst in den sicheren Tod.“

Aber noch nicht genug: um eine vorteilhafte Stellung und somit Gelegenheit zu größerer Wirksamkeit zu gewinnen, war Kluck mit seinem Hauptmann ebenfalls bei La Manchette in eine der vorderen Weinberghecken gesprungen. Die gewünschte bessere Umschau war ermöglicht, denn Kluck hatte schwer sichtbare Schützengräben westlich La Manchette zu beiden Seiten der Straße in süd-nördlicher Richtung festgestellt. Aber ein Vorgehen war zunächst nicht möglich, weil das ganze Gelände von der inzwischen herangekommenen Artillerie unter heftiges Granatfeuer genommen wurde.

Bei diesem Erkundungsgange wurde Leutnant Kluck von zwei feindlichen Kugeln getroffen: eine verletzte den rechten Arm leicht, die andere prallte an seiner Taschenuhr ab. Diese Uhr — ein Einsegnungsgeschenk —

wurde in zahlreiche Stücke zusammengepreßt. Durch den Unprall war die Macht der Kugel gemindert worden, nur der wuchtige Schlag hatte den jungen Krieger umgeworfen und bewußtlos gemacht. Als die oberen Knöpfe des Uniformrockes geöffnet wurden, fand sich an der Aufprallstelle ein starker Bluterguß unter der Haut.

Bald danach erwachte Leutnant Kluck aus seiner Ohnmacht. In diesem Augenblick kam ein bei einem Nachbarregiment stehender Kamerad vorüber, der bei seinem Anblick pathetisch in die Worte ausbrach:

„Alexander, Freund meiner Seele, muß ich dich so wiedersehen!“

Leutnant Kluck erwiderte kühl:

„Dummer Kerl, schweig still, die Franzosen liegen ja hundert Schritt vor uns!“

Während des ganzen Kampfes war Klucks Bursche — Freitag hieß er — nicht von der Seite seines Herrn gewichen, bis auch ihn die feindliche Kugel ereilte: ein Schuß in die linke Schulter hatte ihn kampfunfähig gemacht.

Kluck fragte:

„Freitag, können Sie wenigstens noch den Arm heben?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

Nun rollte Kluck ein Taschentuch zusammen und schob es dem treuen Knappen in die Schulterhöhle.

„So, Freitag, nun gehen Sie zweihundert Schritte von hier nach La Blanchette zum Verbandplatz.“

Ehe Freitag sich entfernte, gab er seinem gütigen Herrn noch folgenden Beweis seiner treuen Fürsorge.

Für die Offiziere waren in den vorangehenden Bivalltagen Unterstände aus Laubwerk gebaut worden. Wäh-

rend der Major in dem seinigen ein wenig rastete, hatte sein Bursche — um ihn nicht zu stören — eine von ungefähr „zugeflogene“ Ente am Eingang aufgehängt. Nicht lange währte es, da war die Ente verschwunden! Der Verdacht, sie entwendet zu haben, fiel auf Kluck's Burschen, weil er sich zeitweilig vor der Laubhütte des Majors umhergetrieben hatte. Dieser drohte mit den schwersten Strafen — Freitag blieb bei seiner Beteuerung: er habe die Ente nicht gesehen, geschweige denn weggenommen. Angesichts seiner schweren — möglicherweise tödlichen — Verwundung macht nun Freitag seinen Brotbeutel auf und sagt treuherzig:

„Herr Leutnant, hier ist die Ente!“

Kluck nahm den Lederbissen lachend entgegen, der dann am Abend den Hauptbestandteil eines fröhlichen Mahles bildete.

Als der Major später den wahren Sachverhalt erfuhr, ließ er den braven Freitag kommen, lobte ihn wegen seiner rührenden Fürsorge für seinen Leutnant und erfreute ihn mit einer Geldspende.

„Durch die Schlacht bei Colombey-Nouilly“ — sagt das deutsche Generalstabswerk — „wurde der Abzug des Gegners auf Verdun so verzögert, daß es möglich wurde, durch die Schlacht bei Bionville (Mars-la-Tour) seine Bewegungen völlig zum Stillstand zu bringen und darauf in die Schlacht bei Gravelotte (St. Privat) zu jenem umfassenden und entscheidenden Angriff von Westen her vorzugehen.“

An den Kämpfen bei Bionville waren die 55er nicht beteiligt; bei Gravelotte lagen sie nur in Reserve, wobei die 12. Kompagnie — Kluck — hauptsächlich gegen Schützen aus den beiden Dörfern Baur und Jussy vor-

zugehen hatte, denn aus den Häusern hatten die in die Dörfer eindringenden Truppen heftiges Rückenfeuer bekommen. Danach bivaktierten die Füsilierere mehrere Tage lang in Lannenhütten bei Baur sowie vor und in einem großen Eisenwerk bei Urs.

Mit der Beschließung von Metz, die zugleich einen hartnäckigen Stellungskrieg einleitete, bekamen die 55er den Befehl, den Abschnitt westlich der Chaussee Straßburg—Metz zu decken. Ein Bataillon stellte die Vorposten auf der Linie Peltre—Crépy; die beiden anderen Bataillone bezogen Alarmquartier in dem Dörfchen Chesny. In einem der zahlreichen Gefechte besetzte Kluck Schloß und Kloster Peltre und wehrte von der Mitte des Dorfes aus den Feind mit wohlgezielten Schüssen ab.

Hier bei Peltre ward Leutnant Kluck mit der Führung der gesamten 12. Kompagnie betraut, welche sich mit der 11. Kompagnie zu einem Halbbataillon unter Hauptmann von Lattre zusammenschloß. Als nun der Feind das Füsilierbataillon von Schloß Crépy und von Mercy-le-Haut aus zu umfassen versuchte, wurden Klucks Leute infolge der zahlreich in die Häuser und in das Kloster einschlagenden Granaten unruhig. Kluck aber kommandierte mit gewohnter Kaltblütigkeit wiederholt: „Das Gewehr über!“ „Gewehr ab!“ „Ganzes Bataillon kehrt!“ „Front!“ — und siehe da: mit neuem Mute wehrten seine Füsilierere den feindlichen Überfall ab.

Die verdiente Anerkennung für sein unerschrockenes Verhalten blieb nicht aus. Der Oberste Kriegsherr zeichnete den Leutnant Kluck durch Verleihung des Eisernen Kreuzes aus; Fürst Leopold verlieh ihm das Lippische Ehrenkreuz 3. Klasse mit Schwertern.

Kurz danach warf ein typhöses Fieber den jungen Offizier wochenlang aufs Krankenlager. Als er wieder genesen war, klangen die Friedensglocken durch die Lande.

Anfang Juni 1871 kehrte das Regiment Nr. 55 in seine Garnisonen Minden, Hörter und Detmold zurück, denen sie nahezu elf Monate ferngewesen waren. Begeistert wetteiferten diese drei Städte miteinander, um den braven Kriegern ihre Dankbarkeit zu bezeigen und sie — soweit es in ihren Kräften stand — für die Mühseligkeiten zu entschädigen, unter denen sie ihre harte Pflicht erfüllt hatten; und wenn bei der feierlichen Begrüßung auf dem Schloßplatz zu Detmold zarte Damenhände die ruhmgekrönten Fahnen schmückte und den Offizieren den Lorbeer des Siegers darreichte, durfte Leutnant Kluck seinen Kranz in dem stolzen Bewußtsein entgegennehmen, daß er gewaltige Taten geschaut und zu ihrem unvergleichlichen Erfolge redlich beigetragen hatte.

## Viertes Kapitel

### Bei der Okkupationsarmee

Nach ruhmvollem Friedensschlusse ruhte die Armee keineswegs auf ihren Lorbeeren aus. Im Gegenteil: die Regimenter setzten alle ihre Kräfte ein, um auf das Revanchegeschrei des niedergeworfenen Feindes nötigenfalls die gebührende Antwort erteilen zu können. Das Schwert mußte scharf, das Pulver trocken gehalten, der militärische Nachwuchs zur Kriegstüchtigkeit herangebildet werden.

Wie allerorten, so bei den 55ern. Dennoch brachte das gesellige Leben in der kleinen Residenz mancherlei Abwechslung in das schwerfällige Einerlei des Dienstes. Den Mittelpunkt dieses anregenden Verkehrs bildete der fürstliche Hof. Fürst Leopold und seine Gemahlin Elisabeth, geborene Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, sahen die Offiziere des Regiments gern als Gäste bei sich. Dieses schöne Verhältnis zwischen dem fürstlichen Hofe und dem Offizierkorps gestaltete sich noch herzlicher, als Kaiser Wilhelm I. den Fürsten bei Gelegenheit der Einweihung des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg bei Detmold zum Chef des Regiments ernannte.

Manche ernste und heitere Erinnerung an des „Krieges“ Lust und Qual“ wurde wach, wenn die Kampfgenossen sich zu fröhlicher Tafelrunde zusammenfanden.

Da waren die Brüder Max und Friedrich von Bod und Polach sowie Otto Emmich, Klud's Genossen aus seliger Jugendzeit. Seit dem Kriege gehörten dem Bataillon u. a. auch die Leutnants Max von Schwarzkoppen (gest. 8. Januar 1917) und Stanislaus von Leszczyński an, mit denen unsern Klud fortan eine bis an die Schwelle des Alters reichende Freundschaft verbinden sollte. Auch der Adjutant des Fürsten, Hauptmann von Donop, war im Kreise der Offiziere ein willkommener Gast. Klud sah ihn besonders gern, denn seine schöne Nichte, Freiin Fanny von Donop, hatte es ihm angetan...

Eine Fülle von Arbeit praktischer und theoretischer Art hatte ihm das Regiment aufgebürdet — da wurde Klud im Januar 1872 dem Infanterieregiment Nr. 73 zugeteilt und in dessen Verbände der Okkupationsarmee

unter General von Manteuffel zugewiesen, welche bis zur völligen Entrichtung der Kriegssteuer in Frankreich verblieb.

Kluck kam nach Verdun.

„Eine überaus schöne Zeit, an welche gewiß jeder Teilnehmer mit freudiger Erinnerung zurückdenkt,“ nennt die Geschichte der 73er dieses Kommando auf französischem Boden. Da die Offiziere und Mannschaften erhöhte Zuschüsse zu Gehalt und Löhnung erhielten, konnten sie sich das Leben in Verdun angenehm machen; es wurde sogar den Offizieren gestattet, ihre Familien nachkommen zu lassen. Zu einem Verkehr zwischen der einheimischen Bevölkerung und den deutschen Offizierfamilien kam es freilich nicht — kaum daß die Hausgenossen beider Nationalitäten miteinander Höflichkeitsbesuche austauschten! Diese strenge Scheidung zwischen den Deutschen und Franzosen begünstigte einen noch innigeren Verkehr der deutschen Offizierfamilien untereinander. Nachmittags traf man sich im Café Labordère, abends im Kasino, und so entspann sich ein angenehmes gesellschaftliches Leben.

Wenn auch der Dienstbetrieb in sämtlichen Zweigen militärischer Betätigung „trotz aller erschwerenden Umstände mit der erforderlichen Straffheit angefaßt“ wurde, so trug er dennoch vielfach den Charakter des Versuchs. Zugleich mit der Einführung des neuen Gewehrs — Modell 71 — war eine neue Schießvorschrift erschienen. Ebenso diente eine — allerdings schon vor dem Kriege vollzogene — Neuauflage des Exerzierreglements, der Garnisondienstinstruktion sowie der Verordnung für die Ausbildung der Truppen im Felddienst zur Richtschnur in Theorie und Praxis.

Gleich in den ersten Tagen seines Kommandos in Verdun war Leutnant Klud bei einem Festungsmanöver zugegen.

Hierbei wurde zunächst die gesamte Garnison alarmiert, wozu ein schweres Festungsgeschütz den Signalschuß abgab. Trommelwirbel und Trompetensignale zitterten durch die Luft. Inzwischen waren die Wachen verstärkt und mit Offizieren besetzt, die Reservisten im Hofe der Nikolauskaserne vereinigt worden. Auch die französische Gendarmerie war aufgeboten. Nunmehr öffneten die auf den Wällen aufgestellten Geschütze ihren ehernen Mund — donnerähnlich krachten die Salven! Wir können uns den Schrecken der Einwohner denken, welche dieses Festungsmanöver unsanft an die kaum überstandene Beschießung erinnern mochte, zumal die vor der Festung aufgefahrenen Feldbatterien den Feind markierten, gegen den ein Ausfall der Garnison zur Durchführung kam.

Klud durfte aber auch Zeuge minder aufregender Ereignisse sein.

So fand am 26. Mai in der Garnisonkirche — einem Zeughauschuppen, in dessen oberem Stockwerk ein geräumiger Waffensaal zum Gottesdienst eingerichtet war — eine Feier statt, bei der die Fahnen des Regiments auf königlichen Befehl in der Fahnen Spitze mit dem Eisernen Kreuz geschmückt wurden; die Flaggentücher und Fahnenbänder, die von Geschossen durchbohrt worden waren, mußten in dem Zustande erhalten bleiben, in dem sie aus dem Kriege heimgebracht wurden. Ebenso nahm Leutnant Klud auf Einladung seines alten Regiments am 14. August 1872, dem zweiten Jahrestage der glorreichen Schlacht, an der Enthüllung des Denkmals teil, welches das Regiment Nr. 55 zum Andenken an seine im Feldzuge 1870/71 gefallenen Kameraden bei

Colomben errichtete. Hier sah Klud seinen Major (von Massow) sowie mehrere andere Kameraden aus Detmold wieder, darunter den Leutnant von Schwarzkoppen und den fürstlichen Flügeladjutanten.

Der junge Offizier war kein Freund von Schaugepränge, festlichen Um- und Einzügen mit Ansprachen und Festbanketten; aber eine Feier, die Erinnerungen weckt und zu neuen Leistungen spornt, hat in seinem Herzen immer einen Widerhall gefunden. Für ihn bedeutete Pflichterfüllung nicht das Mittel zu äußeren Ehren und Freuden, sondern den Zweck des Menschenlebens. Drum lebte er von seinen ersten Leutnantsjahren an bis zu den Tagen des Alters, da ihn sein König mit den höchsten militärischen Ehren auszeichnete, nur einem Gebote, nur einem Grundsatz nach: „Je mehr Dienst, je mehr Ehre!“

Hier in Verdun, wo es galt, neue Reglements auf ihre Wirksamkeit hin zu erproben, widmete Klud allen Zweigen des militärischen Dienstes erhöhte Aufmerksamkeit, doch kam er sehr bald zu dem Schluß, „daß mit den im gegenwärtigen Reglement gegebenen Formen auf die Dauer wohl kaum mit Erfolg weitergearbeitet werden kann“ — ein Urteil, welches der bald danach erfolgte Erlaß neuer Vorschriften bestätigte!

Nur in bezug auf den Dienstunterricht stimmte er der Forderung des neuen Reglements zu, welches diesen als „das erste Mittel zur Förderung des sittlichen Gehalts und der geistigen Tätigkeit des Mannes“ bezeichnete. Um in besagter Weise günstige Ergebnisse zu erzielen, muß der Offizier die Mannschaften zunächst unterhalten, nicht aber sogleich durch abgegrenzte Fragen entsprechende Antworten zu erzielen suchen. Es sollen vielmehr die Vorträge und die Fragestellungen in zweckentsprechender

Weise miteinander verbunden werden. Demgemäß soll der Offizier im Unterricht nicht nur Fragen stellen, sondern auch über ein bestimmtes oder selbstgewähltes Thema Vortrag halten. „Es soll dies als Prüfstein dienen, ob der Lehrer es verstehe, in faßlicher und fesselnder Weise zu unterrichten.“ Im Felddienst dürfen — nach Klucks Ansicht — die Mannschaften vorwiegend nur im Gelände unterwiesen werden, damit nicht dem Soldaten in der Stube Theorien vorgeführt werden, die diesem unverständlich bleiben müssen, solange nicht die Wirklichkeit an ihn herantritt.

Grundsätze dieser Art hat der junge Offizier in einer ausführlichen Denkschrift niedergelegt. Auf Grund seiner sorgfältigen Beobachtungen hat er ihr eine Abhandlung „Über den jetzigen Zustand der französischen Armee“ beigefügt und beides seinem Regiment eingereicht. Sie fand die Billigung des Regimentskommandeurs, von Barby, der ihm schrieb:

„Euer Hochwohlgeboren freue ich mich aus Anlaß der vorgelegten Arbeit über die Dienstverhältnisse bei der Okkupationsarmee in Frankreich mitteilen zu können, daß, nachdem ich dieselbe höheren Orts vorgelegt habe, Seine Exzellenz der kommandierende General sich über das rege Interesse und den anerkanntenswerten Fleiß lobend ausgesprochen hat. Von seiten des Generalkommandos ist der Bericht an das Kommando der Okkupationsarmee geschickt.“

Der Text dieses Briefes, an den sich die Einladung zu der erwähnten Denkmalsenthüllung in Colombey anschließt, sowie eine Nachschrift, in der um einen weiteren Bericht, „namentlich über die Stimmung der Bevölkerung wegen der Anleihen,“ ersucht wird, rühren von der Hand

jenes Offiziers her, der damals Adjutant war, dessen Schriftzüge und Namensunterfertigung wir heut mit Stolz, aber auch mit Wehmut lesen: Em mich.

Nach den Manövern erreichte der Aufenthalt der Truppen in Verdun sein Ende. Denn da Frankreich in der Zahlung der fünf Milliarden eine ungeahnte Leistungsfähigkeit entwickelte, so konnten zunächst die Departements Marne und Haute-Marne geräumt werden. Das Regiment wurde also von Verdun verlegt und kam nach Lunéville, Raon l'Étape und Blamont. Eine Verringerung der Okkupationsarmee war damit vorerst nicht verbunden; sie rückte vielmehr in ihrer bisherigen Stärke von 50 000 Mann näher gegen die Ostgrenze zusammen und gab die eben genannten Departements auf, nachdem die Hälfte der fünf Milliarden abgezahlt und die in den östlichen Departements erforderlichen Baracken fertiggestellt waren. Doch blieb das geräumte Gebiet insofern militärisch neutral, als Frankreich dort weder Befestigungsanlagen herrichten noch Truppenansammlungen oder Manöver vornehmen durfte.

Das dritte Bataillon, dem Leutnant Klud zugeteilt war, kam nach Blamont, einem Landstädtchen von 3000 Einwohnern, an der Sekundärbahn Avricourt—Cirey. Blamont war bisher nicht mit Truppen belegt gewesen; die erforderlichen Baracken, Steinbauten und Exerzierplätze mußten somit erst neu angelegt werden. Zwei Schießstände für nahe Entfernungen wurden erst nach der Ankunft des Bataillons gebaut, zwei weitere folgten.

Hier in Feindesland feierten die Kameraden zum letzten Male gemeinsam das Weihnachtsfest, welches die französische Forstverwaltung durch unentgeltliche Lieferung der Weihnachtsbäume verschönten half. Als Spende des

Oberbefehlshabers erhielt jeder Soldat der Okkupationsarmee — einschließlich der Offiziere — ein mit der Photographie des Kaisers gezieres Gedenkblatt. Das Entgegenkommen der Franzosen bedeutete in diesem Falle den Ausdruck eines vortrefflichen Einvernehmens zwischen Bevölkerung und deutschem Militär, welches sich Vertrauen und Achtung unter anderem dadurch erworben hatte, daß es bei einem nächtlichen Brande im Laufschrift zur freiwilligen Hilfeleistung herbeigeeilt war und zur Bewältigung des Feuers erheblich beigetragen hatte. Die deutschen Truppen hatten bewiesen, daß sie es verstanden, nicht bloß auf blutiger Walfstatt Siegeslorbeeren zu erstreiten, sondern auch in friedlicher Kleinarbeit durch die ruhige Sicherheit ihres Auftretens Haß zu besiegen und sogar Herzen zu erobern.

Klucks Aufenthalt bei der Okkupationsarmee in Frankreich ging seinem Ende entgegen. Bis auf eine halbe Milliarde war die Kriegsteuer abgezahlt, aber bis zur Entrichtung des letzten Pfennigs blieb Verdun — mit verstärkter Garnison — als Pfand in deutschen Händen; erst im September 1873 wurde es geräumt.

Acht Wochen vorher war Leutnant Kluck im Anschluß an das Infanterieregiment Nr. 73 von Blamont nach seiner Garnison Osnabrück abgereist. Überall wurden die heimkehrenden Krieger, die sich „durch ihren besonderen militärischen Takt und ihre musterhafte Disziplin“ den Dank ihres Obersten Kriegsherrn erworben hatten, festlich bewillkommnet, so in Forbach, in Kreuznach, in Münster.

Wieder einmal zog Leutnant Kluck einen Strich unter einen wichtigen, an Lehren, Erfahrungen und Eindrücken reichen Abschnitt — er hatte ihn auf der Gewinnseite seines Lebens gebucht!

## Fünftes Kapitel Friedensjahre

Einen der wichtigsten Kulturfaktoren des Mittelalters bedeutet das Rittertum. Nicht mit der Feder, sondern mit der Waffe haben seine Vertreter das Gefühl für persönliche Ehre geweckt, Ordnung und Gesetz durchgeführt, dem Schwachen ihren starken Arm geliehen. Aber die Hand, die eisengepanzert das Schwert zu führen mußte, konnte auch zärtlich über ein schmales Frauenhändchen dahingleiten oder ein goldhaarig Jungfräulein anmutig zum Lanze führen.

Das Rittertum ist tot, aber seine Ideale — Mut, Treue, Gehorsam — leben fort in unseren Offizierskorps. Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen Damen kennzeichnen noch heute den wohlherzogenen Mann als „ritterlich.“

Auch Leutnant Kluck bewegte sich gern in der Gesellschaft junger Damen, deren Zuneigung ihm seine äußere Erscheinung wie sein sonniges Wesen erwarben. Mehr noch: er wurde ihr ausgesprochener Liebling! War er doch ein überaus „fescher“ junger Herr! Auf einem mittelgroßen, geschmeidigen Körper saß ein runder Kopf mit dunkelbraunen Augen und einem Munde voll gesunder, blendend weißer Zähne. Ein dunkelblondes Schnurrbärtchen kräuselte sich auf der Oberlippe.

So schritt er im Sommer 1871 über den weißen Dünenstrand von Norderney dahin, im leichten Strandjackett, das Stöckchen unter dem Arme, die Mütze auf dem dichten, welligen Haar — ein Zivilist, und doch: jeder Zoll ein Offizier!

An jene Sommertage auf der wogenumbrandeten Nordseeinsel wurde der Generaloberst von Kluck durch einen Brief erinnert, den er Ende Januar 1916 erhielt, und den wir hier mit Genehmigung der Absenderin — ohne Kommentar — abdrucken:

„ . . . . ., den 29. Januar 1916.

Sehr geehrter Herr General!

‚Gefährlich scheint es immer, was ich heut wagen will,‘ so sagt die Gräfin im ‚Figaro,‘ nachdem sie sich entschlossen, ihr Kleid mit dem der Susanne zu tauschen; doch sagt auch wieder das alte Sprichwort: ‚Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.‘

Was will ich denn weiter, als nur den Herrn General bitten, an der Hand einliegenden kleinen Bildes eine weite Wegstrecke in der Erinnerung mit mir zurückzuschreiten?

Es war nach dem Kriege 1870/71, da weilten am Nordsee-Strande auf Norderney viele junge Offiziere zur Erholung. Unter ihnen gab es zwei Freunde; wir jungen Mädchen hatten ihnen die Namen ‚Drestes und Pylades‘ gegeben. In Wirklichkeit hießen sie Leutnant Kluck und Leutnant Scheringer. Die Gunst des ersteren war auf mich gefallen. Wir tanzten und flirteten zusammen. Nachmittags wurde musiziert. Da stand ein sechzehnjähriges Mädchen am Flügel und sang die Arie aus dem ‚Troubadour‘: ‚Es glänzte schon das Sternenheer‘ oder das kleine, liebe Volkslied ‚Aus der Jugendzeit.‘ Natürlich waren es seine Lieblingslieder, und genau wußte sie, in welcher Ecke des Saales, unter allen Zuhörern, sie ihren Leutnant mit den blitzenden Augen, den herrlichen Zähnen und dem federn Mützchen auf dem Kopfe zu suchen hatte.

Es war eine harmlos glückliche Zeit. Leider nahm sie — wie alles Schöne auf Erden — bald ein Ende: der Herr Leutnant wollte noch Helgoland auffuchen; und als er mich am Abend zum letzten Male heimbrachte — ich wohnte damals mit meiner Mutter im Hotel Schuchard —, tauschten wir unsere Bilder und hofften zuversichtlich, uns noch einmal im Leben wiederzusehen.

Daraus wurde nun leider nichts. Aber das junge Mädchen hat diese kurze, wonnige Frühlingsepisode getreulich in ihrem Gedächtnisse behalten; und als nun jene gewaltige Zeit über unser Vaterland hereinbrach und der Name des Herrn General von Klud in aller Munde lebte, da hat sie ihr kleines Bild hervorgeholt, es ihren Kindern gezeigt und voller Stolz gesagt: ‚Seht, mit diesem ruhmreichen Feldherrn hat eure Mutter, als sechzehnjähriges Mädchen, getanzt!‘

Nun sind über jener Begegnung fünfundvierzig Jahre dahingegangen. Viel Freud', Ruhm und Ehr', aber auch Leid und Tränen bergen sie in sich. Unser Leben neigt sich nun nach langer Wanderung dem Abend zu und hat jene Höhe erreicht, allwo die Worte stehen:

‚Nun lieb' ich dich, du hartes Leben,  
Das fruchtbar seine Zweige neigt;  
Und magst du nehmen oder geben,  
Der Reife segnet dich — und schweigt.‘

Das Ende dieser großen Zeit möchte ich noch erleben, möchte unser teures deutsches Vaterland geeinigt, stark und frei aus diesem furchtbaren Wälferringen hervorgehen sehen; und bin ich gut angeschrieben beim lieben Gott, so läßt er mich vielleicht mit meinem lieben Alten

noch das goldene Hochzeitsfest erleben, von dem wir nur noch sechs Jahre entfernt sind.

Dürfte ich zum Schluß dem Herrn General die Bitte aussprechen, mir das kleine Bild zurücksenden zu wollen? Es war so lange in meinem Besitz, und ich möchte es nun auch bis zum Ende behalten. Wäre es nicht zu unbescheiden, so hätte ich gern daneben ein Bild aus der Jetztzeit, mit des Herrn Generals eigenhändiger Unterschrift: es soll dies — bin ich mal nicht mehr — meinen Kindern zur steten Erinnerung bleiben.

Dem Herrn General küsse ich ehrfurchtsvoll die Hand, dem jungen Leutnant, mit dem ich einen kurzen Frühlingstraum am Nordseestrand verlebte, und der als solcher unverändert in meiner Erinnerung fortleben wird, sendet tausend, tausend Grüße

seine jetzt alt gewordene Freundin

Frau E. .... M. ....  
geb. E. ...."

Daß der Generaloberst die Bitte seiner einstigen Freundin bereitwilligst erfüllt hat, bedarf keiner Erwähnung.

Damals (1871) mußte in seinem Herzen die Erinnerung an jene glücklichen Sommertage am Strande von Norderney bald verblasen, denn mit dem Wiederantritt des Dienstes und den glänzenden Festlichkeiten am fürstlichen Hofe stürmten neue Eindrücke auf ihn ein, die ihrerseits wieder durch eine Reise nach Wien, Budapest und Italien abgedöst wurden (Oktober und November 1873). In Wien, welches damals eine Weltausstellung in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses rückte, flatterte unserm Klud ein Schriftstück ins Haus, das ihm seine

unterm 16. Oktober 1873 erfolgte Ernennung zum Premierleutnant verkündete.

Die zweite Stufe auf der Leiter militärischer Ehren war erklommen.

Bei der Rückkehr in seine Garnison wurde ihm der Inhalt eines Gesprächs zwischen seinem Oberst (von Seede) und dem Chef des Militärkabinetts, Generaladjutanten von Albedyll, mitgeteilt. Als nämlich der — damals neubeförderte — Oberst sich bei Albedyll meldete, fragte dieser:

„Nun, wen wollen Sie zum Regimentsadjutanten nehmen?“

„Erzellenz, diese Frage läßt sich nicht leicht beantworten.“

„Warum nicht, Herr Oberst?“

„Ich habe keinen jüngeren Offizier zur Verfügung, der sich für diesen wichtigen Posten eignet.“

„Denken Sie mal nach.“

„Es käme höchstens Sixt von Armin in Betracht.“

„Warum nehmen Sie nicht den Kluck zum Regimentsadjutanten?“

„Erzellenz, den habe ich bereits zum Brigadeadjutanten eingegeben!“ —

Nach der Wiederaufnahme seiner dienstlichen Tätigkeit ging dem Oberleutnant ein sehnlich gehegter Wunsch in Erfüllung.

Alexander Kluck war ein solider Mann. Obgleich er als echter Deutscher einem guten Tropfen nicht abhold war, namentlich wenn ein festlicher Anlaß die Kameraden vereinigte, so schätzte er dennoch das deutsche Familienleben viel zu hoch, als daß er Kasino und Wirtshaus einer gerögelten Häuslichkeit vorgezogen hätte. Demgemäß

offenbarte er jetzt, was er lange als zartes Geheimnis gehütet hatte, und warb um eine der vornehmsten Damen des Fürstentums, Baronesse Fanny von Donop. Aber ach, die Werbung drohte zu scheitern; denn Klud war nicht von Adel, sein Einkommen war nur auskömmlich, seine Lebensführung bescheiden. Die hochgeborenen Verwandten seiner Angebeteten sahen die Verbindung einer Tochter des Hauses von Donop mit einem noch so reichbegabten Offizier bürgerlicher Herkunft nicht gern. Leutnant Klud ließ sich aber nicht beirren, warb bei der Frau Baronin — der Baron war bereits tot —, gewann ihr Vertrauen und führte die schlanke Baroneß am 27. Oktober 1874 in Detmold zum Traualtar.

Das Haus, welches Alexander und Fanny Klud sich gründeten, war ein echt preußisches Offizierhaus. Hier walteten Einfachheit, Gediegenheit, praktischer Sinn, Eigenschaften, auf die das preußische Offizierkorps nicht nur bei seinen Angehörigen, sondern auch bei deren Damen Wert legt. Damals waren die Offizierkreise noch nicht von jenem Streben nach Verschwägerung mit der Hochfinanz angekränkt, das vor dem Weltkriege ihr schlichtes Auftreten, ihre bei aller Einfachheit vornehme Lebenshaltung gar oft ungünstig beeinflusste. Offizierdamen, die sich ihre Kleider selber anfertigten, zum mindesten selber zuschnitten, die ferner selbst mit Hand anlegten, wenn das Hauspersonal versagte, and vor allem die Erziehung ihrer Kinder selber leiteten, anstatt sie bezahlten Kräften zu überlassen, solche Damen waren — wenn sie auch noch so vornehmen Häusern entstammten und über ein noch so erhebliches Vermögen verfügten — in den Offizierkreisen der siebziger und achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts keine Seltenheit.

Abgesehen von den Reisen, die Kluck in dienstlichen Angelegenheiten unternahm, ist er in den ersten Jahren seiner Ehe über den engbegrenzten Bezirk seines Wirkungskreises kaum hinausgekommen. Warum sollte das junge Paar in die Ferne schweifen, wenn den beiden ihr Heim „traulich und allerliebste-gemütlich“ (wie Kluck sein Heim in einem Briefe nennt) vollauf Ersatz bot für alle Zerstreungen der Außenwelt? Dazu kam, daß ihr Residenzstädtchen Detmold damals selber das Ziel von vielen Tausenden von Wanderern wurde. Hier, im Teutoburger Walde, wurde nämlich am 16. August 1875 unter großer Feierlichkeit das Denkmal Hermanns des Cheruskers enthüllt.

Bei dieser Feier kommandierte Leutnant Kluck die Hauptwache. „Eine ungeheure Menschenmenge war zusammengeströmt, und sehr laut ging es bei der Feier zu; aber durch all das Getöse hörte ich das helle, klare Kommando des Wachhabenden heraus,“ schreibt ein Augenzeuge.

An diese vaterländische Feier schloß sich im nämlichen Jahre ein frohes Ereignis im Kluckschen Familienkreise: Alexander und Fanny Kluck wurden durch die Geburt ihres ersten Sohnes — Karl Egon — erfreut, dem sich ein paar Jahre später ein Töchterchen — Hildegard — zugesellte.

Inzwischen war Oberleutnant Kluck als Adjutant zur 28. Infanteriebrigade versetzt worden. Wesel wurde für mehrere Jahre (1876—1879) seine Garnison.

Das Umhertummeln in der frischen Luft, das Ausbilden junger Mannschaften auf dem Exercier- und Schießplatz, das Erziehen und Belehren einer wehrfähigen Jugend war ihm bisher Lebensbedürfnis gewesen. Statt dessen tat er jetzt Dienst in der Schreibstube und hielt dem

Brigadefeldwebel Vorträge. Über ein neues Gebiet des militärischen Dienstlebens eröffnete sich dem jungen Offizier: als Adjutant gewann er einen Einblick in die Entstehung und Erprobung militärischer Maßregeln, half Manöver und Felddienstübungen vorbereiten, arbeitete sich in das Mobilmachungs-, Ersatz-, Verwaltungs-, Verpflegungs-, Gesundheits- und Gerichtswesen größerer Truppenteile ein, erweiterte durch Dienstreisen seinen Gesichtskreis und bereicherte seine Kenntnis von Welt und Menschen.

Man sieht: eine angestrenzte, aber auch lehrreiche, vielseitige Tätigkeit, dieser Adjutantendienst! Trotz aller Mühen bekennt Oberleutnant Kluck: „Wir sind sehr glücklich und leben stille dahin.“ Die Stadt Wesel freilich sagt ihm nicht zu, denn weder verwandtschaftliche noch freundschaftliche Beziehungen verknüpfen ihn mit diesem Orte. Um sich für die mangelnde Geselligkeit zu entschädigen, vergrub er sich in seine Häuslichkeit, welche — statt lästiger Fremden — der Mutter, der Schwester Johanna und dem geistlichen Bruder Wilhelm oftmals ihre gastlichen Pforten öffnete. Ebenso kehrte Kluck mit seiner jungen Familie gern in des Bruders traulichem Pfarrhause zu Halle i. W. ein, wo neben dem Pastor eine feingebildete und dabei praktische Hausfrau im Kreise munterer Kinder schaltete.

Die Jahre der Trennung hatten die Brüder Alexander und Wilhelm nicht entfremdet, sondern eher genähert. In dem Pastor mit seiner echt priesterlichen Milde, seiner Opferfreudigkeit und persönlichen Anspruchslosigkeit verehrte Alexander das Idealbild eines Geistlichen; in dem älteren Bruder spiegelte sich sein eigenes Wesen. Die unbedingte Pflichttreue und peinliche Sorgfalt selbst den

scheinbar unbedeutendsten Dingen gegenüber teilte der Pastor mit dem Offizier. Ebenso war ein starkes Naturgefühl im Verein mit großer Vorliebe für Gartenbau und Obstzucht beiden Brüdern gemeinsam. Lange zehrte Oberleutnant Kluck von den Erinnerungen an des Pfarrhauses „klassische Ruhe, die allen Gemütern so wohlthat,“ wenn der königliche Dienst ihn in die Garnison zurückrief.

Friedlich gingen die Jahre dahin.

Aus dem Oberleutnant wurde 1879 ein überzähliger Hauptmann, später ein Kompagniechef im 5. Westfälischen Infanterieregiment Nr. 53. Wesel vertauschte Kluck mit Aachen, und diese Garnison bereits nach zwei Jahren mit Jülich.

Den Antritt seines Jülicher Kommandos verdüsterte herbe Trauer um die Mutter, welche am 3. Oktober 1881 sanft und friedlich aus dieser Zeitlichkeit geschieden war.

In banger Sorge um die Zukunft dieses Sohnes hatte Frau Kluck einst an ihren Wilhelm geschrieben: „Alexander ist nach Rheine gefahren, zu Herrn Student Weber. Gott gebe, daß ihn die militärischen Gedanken verlassen und die Liebe zu einem anderen Fache in ihm erwacht!“ Und nun war ihr Alexander ein tüchtiger, in feindlichem Feuer erprobter Offizier geworden und hatte den Stolz und die Freude ihres Alters verkörpert!

## Sechstes Kapitel

### Kluck als Erzieher der militärischen Jugend

Als der Verfasser dieses Buches in seinem vierundvierzigsten Lebensjahre seine Ausbildung als Infanterist durchmachte, war er erstaunt über den wohlbedachten

Plan und den pädagogischen Scharfblick, den die Exerzier- und Schießvorschriften widerspiegeln: hier schreitet alles allmählich vom Leichterem zum Schwierigeren fort, und beständige Übung steigert die Kräfte. Wenn nun ein wohlgeschultes Ausbildungspersonal die ihm anvertrauten Mannschaften in diesen Dienstvorschriften praktisch unterweist, ohne dabei den Lernenden zu verärgern, so gewinnt der Soldat — guten Willen und das Bewußtsein von der Notwendigkeit der militärischen Ausbildung vorausgesetzt! — mit der Zeit eine solche Freude und ein solches Interesse an seinem abwechslungsreichen Dienst, daß er seine Militärzeit unzweifelhaft in die Reihe der erfreulichsten Erinnerungen seines Lebens einordnet.

An der Ausbildung solcher dienstkundiger, energischer und doch humaner Lehrmeister hat unser Kludt acht Jahre lang (1881—1889) mitgewirkt. Als Leutnant und als Hauptmann hatte er streng, aber gerecht im Dienst Leute herangebildet, die aus Liebe zur Sache alle ihre Kräfte anspannten, um sich die Zufriedenheit dieses seltenen Vorgesetzten zu erwerben. War z. B. Kompagnieerexerzieren, so verkündete er: „Wenn ihr euch zusammennehmt, so rücken wir bald ab! Klappt's nicht, dann bleiben wir hier — ich habe Zeit!“ Und wie klappte es dann!

Die höheren Vorgesetzten sahen in Kludt, der sich beim Kompagnieerexerzieren wie bei der Einzelausbildung immer gleichblieb, den geborenen Erzieher. Infolgedessen wurde er Ende Juli 1881 als Hauptmann und Kompagnieführer an die Unteroffizierschule nach Tülich versetzt.

In dieses Kommando, das ihm abermals ein neues, umfangreiches Arbeitsgebiet erschloß, arbeitete sich Haupt-

mann Klud mit Leichtigkeit hinein. Ihm wurde die dritte Kompagnie unterstellt. Er war aber nicht nur der strenge Vorgesetzte, der keinen Verstoß gegen Ordnung und Manneszucht ungerügt ließ, nein, er war auch der gütige Kompagnievater, der ein Herz hatte für seine „Leute,“ Rücksicht nahm auf ihr jugendliches Alter und jederzeit um ihr leibliches und geistiges Wohl Sorge trug.

Bei der Heranbildung eines tüchtigen Unteroffiziersstandes ist unser Hauptmann nach festen Grundsätzen verfahren, die sich ihm ungesucht aus dem Studium der einschlägigen Dienstvorschriften, noch mehr aber aus der scharfen Beobachtung seiner jugendlichen Mannschaften ergaben. Ihm kam es vor allem darauf an, die Anforderungen der militärischen Kompagnieausbildung mit den Zielen eines gründlichen Schulunterrichts in Einklang zu bringen. Er hatte den Eindruck gewonnen, als werde der Unterricht hin und wieder auf Kosten des praktischen Dienstes benachteiligt. Deshalb erstrebte er, daß der Kompagniedienst so sorgfältig gegliedert würde, daß die Zöglinge nicht ermatteten, sondern mit ungeschwächten körperlichen und geistigen Kräften an ihren Schulunterricht (und an die Vorbereitung auf diesen) herangingen. Bei einer derartigen harmonischen Ausbildung ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten mußten die Jünglinge zu tüchtigen, selbständigen, charaktervollen Menschen heranreifen und somit als Soldaten ihren Posten in der Armee ausfüllen.

Hauptmann Klud ging in seinen Erziehungszielen aber noch weiter. Während die Ausbildung nach dem Reglement lediglich auf die Schaffung eines geeigneten Unteroffizierpersonals abzielt, vergaß er keinen Augenblick,

daß die Mannschaften ja nicht ihr ganzes Leben lang im Heeresdienste verbleiben, sondern nach im ganzen zwölfjähriger Dienstzeit sich irgendeinem bürgerlichen Berufe zuwenden. Er ließ es sich daher angelegen sein, seine Zöglinge so vorzubilden, daß sie sich in den ihnen offenstehenden Beamtenstellen bewähren und hinter den auf andere Weise vorgebildeten Amtsgenossen nicht zurückstehen. Zu takt- und charaktervollen, pflichttreuen Beamten sollten sich einst die von ihm vorgebildeten Unteroffiziere und Feldwebel fortentwickeln.

Hieraus ergibt sich, daß unserem Kludt die erfolgreiche Betätigung seiner Mannschaften im späteren Beruf ebenso sehr am Herzen lag, wie ihre Ausbildung zu tüchtigen Unteroffizieren. Die mannigfachen Hinweise auf die Ausichten, die sich dem aus dem Heere scheidenden Unteroffizier bzw. Feldwebel in der Beamtenlaufbahn eröffnen, weckten den Ehrgeiz: ein jeder nahm sich vor, es nach zurückgelegter Dienstzeit zum Rechnungsrat, Postsekretär, Steuerinspektor, Rentanten, Registrator und noch weiter zu bringen! Vielen ist dies gelungen; und wenn heute Beamte der mittleren Kategorie sich durch ihren Diensteifer, ihre auf Grund eigenen Studiums erworbene Fortbildung und durch taktvolles Auftreten auszeichnen, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie der Unteroffizierschule die Grundlagen für diese ihre Bewährung verdanken.

Ein weiteres, ein neues Moment trug dieser militärische Erzieher in den Schul- und Dienstbetrieb jener Anstalten hinein. In einer Zeit, in der die Schule noch nichts tat, um ihre Zöglinge zu künstlerischem Schauen und sinnvollem Naturgenuß anzuleiten, schärfte Kludt in den seinigen den Sinn für die Natur, machte sie auf

die feierliche Pracht eines Sonnenunterganges, auf das Farbenspiel eines sonnenbeglänzten Geländes, die kunstvollen Konturen eines Ahornblattes und auf tausenderlei Dinge aufmerksam, an denen der Wanderer gleichgültig vorüberzugehen pflegt: die zahlreichen Felddienstübungen mit ihren Ruhepausen boten zu derartigen Hinweisen reichliche Gelegenheit.

Aber Hauptmann Kluck hätte seine Erziehungsgrundsätze nicht durchzuführen vermocht, wenn ihn nicht die Kompagnieoffiziere, der Feldwebel und die Unteroffiziere sowie die Zivillehrer in seinen Bestrebungen unterstützt hätten. Dieses auf gegenseitigem Vertrauen beruhende Zusammenarbeiten konnte nur die besten Früchte zeitigen. In der Tat: hunderte von ehemaligen Unteroffizierschülern, die sich in angesehenen Stellungen befinden, denken mit Dankbarkeit an ihre einstige Nährmutter, die Anstalt, zurück; und wenn noch nach Jahrzehnten — und besonders im Laufe des Weltkrieges — erfreuliche Beweise treuer Anhänglichkeit an diese militärischen Erziehungsanstalten dem einstigen Kompagnieführer zuzingen, so durfte er aus ihnen einen Beweis für die Richtigkeit der von ihm gehandhabten Erziehungsgrundsätze entnehmen.

Während Kluck an der Unteroffizierschule in Jülich nur eine Kompagnie führte, wurde er am 14. Oktober 1884 Kommandeur der Unteroffiziersvorschule des Militär-Anabeninstituts zu Annaburg (Provinz Sachsen). Hier gestaltete sich seine Tätigkeit nicht so einfach wie in Jülich; denn in der neuen Anstalt unterstand ihm nicht nur die Ausbildung und Erziehung der Zöglinge, sondern auch die Fürsorge für ihre auskömmliche Verpflegung, die ihm als Haupterfordernis für eine kraftvolle

Durchführung des gesamten Dienstes erschien. Kludt wußte aus seiner nahezu zwanzigjährigen Tätigkeit als Frontoffizier, daß die Leistungsfähigkeit des Soldaten nicht nur von seinen eigenen Kräften, nicht nur von der ausreichenden Beköstigung, sondern auch von der entsprechenden Bekleidung, namentlich der Fußbekleidung, abhängt. Er ließ daher mitunter während eines Marsches oder einer Felddienstübung die Füße der Knaben durch einen Sanitätsunteroffizier nachsehen — wehe dem, dessen Füße infolge schlechten Schuhwerks oder wegen schlecht geflickter Strümpfe Schäden aufwiesen! Ein Ausfallen bei Marschen — das schärft er ihnen ein — gibt es bei einem gesunden Menschen nicht. Wer die Anstrengungen eines Marsches nicht ertragen kann, hat es entweder an sorgfältiger Fußpflege und an Fürsorge für die Fußbekleidung fehlen lassen, oder er vermag nicht so viel Willenskraft aufzubringen, um sich zu sagen: „Ich will den Marsch ertragen, drum muß ich ihn ertragen“; ein energieloser Mensch eignet sich nicht zum Soldaten, geschweige denn zum Vorgesetzten.

Nachdem Kludt in Jülich als Kompagniechef an einer Unteroffizierschule tätig gewesen war, in Annaburg die Vorschule als Kommandeur geleitet hatte, war er imstande, die Gesamtausbildung der Unteroffiziere vom Verlassen der Volksschule bis zum Eintritt in die Armee zu beurteilen und selbständig zu leiten. Und da ferner die Berichte der Inspektoren über die ihm unterstellten jugendlichen Truppenteile mehr als günstig lauteten, so veranlaßte der Kriegsminister von Bronsart, daß diesem Erzieher der militärischen Jugend, der inzwischen zum Major befördert worden war, die Einrichtung und

Leitung der vom Reichstag im Etat 1887 zu 1888 bewilligten neuen Unteroffiziersvorschule zu Neubreisach im Oberelsaß übertragen wurde.

„Ohne Trennungsschmerzen zu empfinden,“ hatte Kluck am 13. Juli 1888 Annaburg verlassen — kein Wunder: diese Anstalt war ein wohlgefügtes Uhrwerk, das bereits dreiviertel Jahrhunderte lang tadellos funktionierte! Das neue Institut hingegen stellte für ihn einen Organismus dar, den er erst ins Leben rufen und in Gang bringen sollte: „Hic Rhodus — hic salta,“ hier konnte Major Kluck seine ganze Leistungsfähigkeit erproben. Dieser neuen Anstalt konnte er den Stempel seines Geistes aufdrücken. „Sie haben eine Kultur- aufgabe zu lösen,“ so hatte der ritterliche Großherzog Friedrich I. von Baden bei einer ihm in Karlsruhe gewährten Vorstellung die Bedeutung dieses neuen Amtes gekennzeichnet. In der Tat: die Anstalt sollte inmitten einer vielfach noch französisch denkenden und französisch empfindenden Bevölkerung einen Hort des Deutschtums darstellen.

Major Kluck suchte dieses hohe Ziel nicht ausschließlich dadurch zu erreichen, daß er die dreihundert Knaben im preußischen Drill unterwies, nein, sie sollten auch mit den Kulturleistungen des deutschen Vaterlandes vertraut gemacht werden. Daher galt der erste Besuch in dem benachbarten Karlsruhe einem Buchhändler, mit dem er die Erfordernisse einer für die neue Anstalt anzulegenden Bibliothek besprach.

Wie an den übrigen Infanterieschulen, so gliederte sich auch in Neubreisach der Schulbetrieb in praktischen Dienst und Unterricht. Dieser umfaßte Religion, Deutsch, Dienst- kunde, Geschichte, Erdkunde, Rechnen, Naturkunde,



**Frau Fanny von Kluck,  
geb. Baronesse von Donop-Woebbel, die Gattin des Generalobersten.**

Schreiben und Zeichnen. Auf Major Kluds Veranlassung wurden in der neuen Schule auch Gartenbau, Brandmalerei, Holzschnitzerei, Buchbinder- und Klempnerarbeiten gelehrt. Ferner ließ Klud zum Nutzen für die Wirtschaft wie zur Belehrung für die Zöglinge den Garten mit den verschiedensten Obstbäumen bepflanzen. Nach dem Vorbilde der Annaburger Musikkapelle (die einst sogar Konzerte in der Umgegend veranstaltet hatte) schuf er für die Zöglinge mit musikalischer Begabung ein Orchester.

Was den praktischen Dienst betrifft, so wurden die Neubreisacher Militärschüler nicht nur im Exerzieren, Turnen, Schwimmen und Geländedienst, sondern auch im Zielen und im Radfahren unterwiesen. Schießen freilich wurde nicht gelehrt.

Wenn auch die Knaben der Unteroffiziersvorschule nur für die Infanterie vorgebildet wurden, so bot ihnen ihr Kommandeur dennoch gern Gelegenheit, sich die Festungsmanöver der in Neubreisach garnisonierenden Feld- und Fußartillerie und natürlich auch des Infanteriebataillons anzusehen — die Festungsmanöver sollten in Kluds Leben noch eine große Rolle spielen!

Der Erfolg blieb nicht aus. Bereits nach halbjährigem Bestehen wurde die Anstalt vom Inspekteur der Infanterieschulen, Generalmajor von Jena, besichtigt, der in seiner Schlußkritik, die „sehr gut ausfällt,“ dem Kommandeur persönlich höchst anerkennende Worte widmete.

Mehr als das Lob aus dem Munde der Inspektore bedeuteten unserm Major die günstigen Berichte, die über seine ehemaligen in die Armée eingetretenen Zöglinge seitens ihrer Truppenteile eingingen. Daß die

Formulare hierzu gleich in der zweiten Spalte die etwaigen Strafen des jungen Unteroffiziers „wegen Mißhandlung eines Untergebenen“ verzeichnen sollen, läßt darauf schließen, daß diese kaum neunzehnjährigen Vorgesetzten ihren Dienstfeier oft gar zu energisch betätigten. Kein Wunder: ihrer Eitelkeit schmeichelt das Bewußtsein ihrer Machtfülle, welche leicht zur Überhebung und zum Mißbrauch der Dienstgewalt führt. Wenn sich aber mit zunehmender Reife ihr Gerechtigkeitsgefühl schärft und sie einsehen, daß körperliche Mißhandlungen mit der Würde freier deutscher Männer unvereinbar sind, bedeuten diese aus der Militärschule hervorgegangenen Unteroffiziere sehr häufig ideale Vorgesetzte: Strenge und Straffheit im Dienst verbinden sie mit freundlichem Entgegenkommen und angemessenen Formen im persönlichen Verkehr.

Dieser Vorzug der in oben bezeichneter Weise vorgebildeten Unteroffiziere gegenüber den aus den Mannschaften hervorgegangenen — die zuweilen aus der Werkstatt, vom Kutscherbock und vom Weideplatz her in die Armee eintreten — legt den Wunsch nahe, die Heeresleitung möge im Bereich jedes Armeekorps Unteroffizierschulen und -vorschulen errichten.

Klucß wäre sicherlich nach dieser Richtung hin tätig gewesen, aber eine ihm noch willkommeneren Dienststellung gab ihn wieder der Front zurück: Ostern 1889 wurde Major Klucß Bataillonskommandeur im 3. Magdeburgischen Infanterieregiment Nr. 66.

Wie froh war er, die Theorie der Schul- und Schreibstuben nunmehr in die Praxis des Geländes und des Exerzierplatzes umsetzen zu können!

## Siebentes Kapitel

### Stabsoffizier in Magdeburg

Im Frieden wie im Kriege hatte sich Kluck als Frontoffizier bewährt. Wenn er nun die dienstlich enger umschlossenen Betriebe der Infanterieschulen wieder mit der Truppe vertauschen durfte, so übernahm er sein neues Kommando im Besitze einer reicheren Erfahrung, eines weiteren Blickes und eines umfangreicheren Wissens vom Wesen und Wirken des militärischen Ausbildungspersonals.

Eine glückliche Vorbedeutung für Klucks Aufstieg war die Meldung, die er Kaiser Wilhelm I. in den Weihnachtstagen des Jahres 1887 erstatten durfte. Im Kreise der anderen neuernannten Stabsoffiziere hatte Major Kluck dem ehrwürdigen Monarchen seinen Dank für seine kurz zuvor erfolgte Beförderung zum Major abgestattet.

„Wie lange dienen Sie schon?“ fragte der Kaiser.

„Zweiundzwanzig Jahre, Majestät.“

„Wo standen Sie zuletzt?“

„Bei der Unteroffizierschule in Neubreisach, Euerer Majestät.“

„Das freut mich. Denn eine solche Stellung ist wichtig für die Ausbildung unserer Mannschaften. Wann wurden Sie Hauptmann?“

„Vor acht Jahren, Majestät.“

„Sie sind früh befördert worden, obwohl Sie — wie ich weiß — weder zur Kriegsakademie noch zum Großen Generalstabe kommandiert waren. Ich hoffe, daß Sie auch fernerhin meinen Erwartungen entsprechen.“ —

Als Kluck seine Magdeburger Stellung antrat, fand er hier einen angenehmen Kameradenkreis vor, und da ihm der Ruf eines außergewöhnlich tüchtigen Soldaten voranging, so genügte eine Unterredung, eine Bataillonsbesichtigung, um ihm das Vertrauen und die Achtung seiner Vorgesetzten zu gewinnen. Er hatte frühzeitig gehorchen gelernt, daher verstand er auch zu befehlen; und da ihm ferner die erforderliche Sicherheit, Ruhe und Besonnenheit in der Führung von Truppenverbänden eigen war, so brachten ihm seine Mannschaften gar bald Vertrauen und Verehrung entgegen.

Kluck wurde einmal gefragt, wie er's fertigbringe, daß die ihm unterstellten Truppenteile bei Besichtigungen so glänzend abschnitten und er selbst seine Leute „um den Finger wickeln“ könne.

„Nichts leichter als dies,“ antwortete er, „ein Offizier muß rücksichtslos sein gegen sich selbst: wenn seine Mannschaften vom Knien, Hinlegen, Laufen und Springen schmutzig sind vom Kopf bis zu den Zehen, so darf er nicht aussehen wie aus dem Ei gepellt. Das gute Beispiel des Vorgesetzten gewährleistet den Erfolg.“

Er hätte hinzufügen können, daß seine Erfolge als militärischer Lehrmeister nicht zum wenigsten der guten, wenn auch strengen Behandlung zuzuschreiben sind, die er seinen Untergebenen angedeihen ließ. Sah er z. B. als Leutnant die Gewehre nach, ob sie nach dem Schießen „durchgezogen,“ d. h. vom Pulverschleim gereinigt worden waren, so meldete er nur selten die Mannschaften, die sich dieser notwendigen Pflicht entzogen hatten; er ließ es vielmehr bei einer scharfen Rüge bewenden. Wehe aber, wenn sich die getadelte Versäumnis etwa wiederholte!

Der gemeine Soldat — und sei er noch so beschränkt — hat ein feines Gefühl für die Soldateneigenschaften seiner Vorgesetzten. Verfugen diese über ein sicheres Auftreten, verbunden mit sicheren Dienstkenntnissen und schneidigem Kommando, so können sie von ihren Mannschaften unbedingt eine Steigerung ihrer Kräfte bis zur Höchstleistung verlangen und erwarten.

Als demnach Major Kluck am 30. April 1889 zum ersten Male sein Bataillon — das zweite des Infanterieregiments Nr. 66 — auf dem Anger bei Magdeburg exerzierte, durfte er den Eindruck dieser ersten Übung mit folgender Bemerkung kennzeichnen:

„Die Leute wissen, mit wem sie es zu tun haben.“

Hauptmann Hande (mit dem unsern Kluck seitdem eine bis auf den heutigen Tag währende Freundschaft verbindet) urteilt: „Als wir zum ersten Male auf dem Anger sein Kommando hörten und seine Befehle vernahmen, wußten wir sofort, daß hier ein Mann von seltenen militärischen Eigenschaften vor uns stand. Diesen Eindruck bestätigte seine dienstliche Tätigkeit in vollstem Maße. Bei allem Wohlwollen streng, klar und bestimmt, mit eiserner Energie und restloser Hingabe an den Dienst führte er das Bataillon. Er war allezeit bestrebt, jeden Dienstzweig zu „vertiefen.“ Ein ganz besonderes Interesse widmete er — selbst ein vortrefflicher Schütze — dem Schießdienst. Dem Untergebenen ließ er hierbei volle Selbständigkeit, ohne stete lästige und beengende Überwachung.“

Ein anderer Hauptmann (Eulert) schreibt:

„. . . daß ich die Zeit, da ich als Kompagniechef unter dem Befehl des Majors Kluck stand, unbedingt als die lehrreichste in meiner Soldatenlaufbahn ansprechen

muß, und daß jeder des Bataillons stets sein Bestes hergab, um die Zufriedenheit des allseitig hochverehrten Kommandeurs zu erlangen. II/66 war ein Elite-Bataillon.“

Ein einfacher Musketier, Heinrich Bartels\*), faßt seine Erinnerung an die Magdeburger Dienstzeit in das Urteil zusammen:

„Kludt war streng im Dienst und verlangte manchmal sehr viel von uns. Wir taten es gern; denn wir wußten, daß der Herr Major Ehre mit uns einlegen wollte — was ihm auch immer gelungen ist.“

Aus eigener Erfahrung sowie auf Grund von Berichten äußert sich Hauptmann Blumenthal über Kludt als Vorgesetzten:

„Er war — wie man zu sagen pflegt — ein strammer Soldat, der seinen Dienst nach jeder Richtung hin verstand und von seinen Untergebenen dienstlich die größte Anspannung verlangte. Er war aber auch ein wohlwollender Herr, der seine Untergebenen nach oben hin vertrat und Dienst von Außerdienst zu trennen wußte — was nicht alle Vorgesetzten verstehen oder verstehen wollen. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mit seinen ehemaligen Untergebenen über Erzellenz zu sprechen: alle erinnerten sich dankbar der Zeit, da sie ihm unterstanden. Wer je Gelegenheit hatte, Herrn von Kludt ins Auge zu schauen, der wußte, daß er einen ganzen Mann vor sich hatte, einen Mann mit Herz und Seele.“

Diese unparteiischen Urteile — nur wenige unter vielen! — charakterisieren Kludt als Soldaten treffender, als es langatmige Schilderungen vermögen!

---

\*) Jetzt Besitzer des Restaurants „Stadtparl“ zu Brieg in Schlesien.

Major Kluck hat sich keine Mühe verdrießen lassen, um aus seinen Leuten herauszuholen, was sie nur irgend hergeben konnten — und sie konnten viel leisten! Er ging selber den Offizieren und Mannschaften mit dem besten Beispiel der Pflichttreue voran, mit der er freilich auch eine erstaunliche Arbeitskraft verband. Wenn beispielsweise das Bataillon um 6 Uhr morgens ausrückte, war er bereits eine Stunde vorher im Sattel.

Waren die Mannschaften beim Bataillonsexerzieren lässig, so wurde ein Stündchen länger exerziert. Major Kluck nannte dies ein „strenges“ Bataillonsexerzieren. Das nächste Mal konnte er die nämlichen Übungen mit dem Zeugnis quittieren: „Gut, einiges vortrefflich.“ Mit Leuten, die unter seinen Augen Gutes leisteten, konnte er auch vor seinen Vorgesetzten gut bestehen. Der Divisionskommandeur, Erz. von Jena, sagte demgemäß nicht zuviel, wenn er nach einer Besichtigung vor versammelter Mannschaft erklärte:

„Ich habe selten ein so vorzüglich ausgebildetes Bataillon gesehen!“

Neben seinem Dienste mußte Kluck, der am 25. März 1893 zum Oberstleutnant und etatmäßigen Stabsoffizier befördert worden war, weitere Funktionen übernehmen. So war er Vorsitzender der Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige bei der königlichen Regierung in Magdeburg; 1895 Kommandant der Festung Magdeburg in Vertretung des beurlaubten Generals von Bojanowski. Derart gewissenhaft erfüllte Kluck dieses Amt, daß er sogar die Festungstubengefangenen des Militärstandes in der Zitadelle auffuchte und ihre Wohnräume auf etwaige Gesundheitschädlichkeit hin prüfte.

Was Klud in allen diesen Zweigen des königlichen Dienstes geleistet hat, wird der Vergessenheit anheimfallen. Daß er aber den Truppenübungsplatz Altengrabow anlegen ließ, wird in der Geschichte des IV. Armeekorps immerdar rühmende Erwähnung finden; scherzhafterweise gaben die Offiziere diesem Gelände den Namen „Kludenhausen“!

Bereits im Juli 1892 hatte Major Klud mit dem Regierungspräsidenten und dem Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps eine Wagenfahrt nach dem in Aussicht genommenen Gelände unternommen. Dreiviertel Jahre später entsandte das Kriegsministerium eine Kommission, mit welcher Oberstleutnant Klud das gewaltige Unternehmen — gleichfalls an Ort und Stelle — besprach. Die Berliner Herren ließen sich von der Brauchbarkeit des ihnen vorgeschlagenen Übungsplatzes überzeugen, aber erst nach drei Jahren — am 12. April 1895 — erging eine „einleitende“ Verfügung des Generalkommandos über die Errichtung einer Kommandantur Loburg (Altengrabow). Unter Kluds Augen wurden nunmehr die Grenzen und Wege abgesteckt, Baracken, Wohnungen, Kanzleien und Ställe errichtet. Unter seinem Vorsitz fanden Besprechungen statt mit dem Inspektor der Garnisonverwaltung, den Feuerwerksoffizieren und den Lieferanten. Klud mußte aber auch für die Unterbringung eines Arbeitskommandos sorgen, das — unter Leitung eines Offiziers — die Mannschaften, die Speisewirtschaft, das Scheibendepot und den Munitionsbedarf unterzubringen hatte.

Zugelang weilte Oberstleutnant Klud im Gelände, um mit den Behörden über die Anlage von Telegraphen, über Polizei-, Pacht- und Katasterfragen zu verhandeln

und die Arbeiten zu überwachen. Die Abende sind der Abfassung eines Aktenstückes „Vorschriften für die Benutzung des Truppenübungsplatzes Altengradow“ gewidmet. Hoch recken sich bereits die Dienstgebäude empor — da gilt es, sämtliche Quartiere auf ihre Belegungsfähigkeit zu prüfen, für die Einrichtung von Kasino und Kantine zu sorgen und die Grenzverhältnisse für den südöstlichen Teil des gewaltigen Übungsplatzes zu regeln. Einige Schwierigkeit bereiten die Bewässerungsverhältnisse in Altengradow. Aber auch hier weiß Kluck Rat: der Gloinabach wird auf einen Fuß Tiefe gestaut, um den Mannschaften das Waschen ihrer Kleidungsstücke in fließendem Wasser zu ermöglichen.

So entsteht unter Klucks zielbewußter Leitung in wenigen Wochen eine der größten militärischen Anlagen Deutschlands, die nicht nur dem Bedarf der Infanterie und Kavallerie, sondern auch dem der Artillerie dienen soll. Die Herstellung von Schießbahnen für diese Truppengattung erfordert ganz ungeheure Raumverhältnisse. Wir können uns einen Begriff von der Ausdehnung dieses Übungsplatzes machen, wenn wir hören, daß die Grundfläche annähernd 50 qkm umfaßt! Als der Korpsintendant in Klucks Begleitung den Truppenübungsplatz nebst seinen Gebäuden, Baracken, Schießständen, Depots usw. besucht, wundert er sich „über das Außerordentliche, was geleistet ist.“ Kurz danach findet Kluck rastlose Tätigkeit im Interesse dieses Übungsplatzes ihre Anerkennung, indem ihn der Kaiser durch die Verleihung des Kronenordens dritter Klasse mit der Schleife auszeichnet.

Die erfolgtefrönten Bemühungen um die Errichtung des Truppenübungsplatzes Altengradow hätten Kluck

Magdeburger Jahre zu einer angenehmen Erinnerung gestempelt, wenn nicht ein schmerzlicher Verlust seinen Lebenshimmel verdüstert hätte.

Wir wissen, daß Kluck all seine Schaffenslust aus seinem Familienleben schöpfte: hier ruhten „die starken Wurzeln seiner Kraft.“

Zu dem Pärchen Egon und Hildegard hatte sich in Jülich ein Söhnchen, Hans Eberhard, in Annaburg ein weiteres Kind, Kurt, hinzugesellt. Das alte Sprichwort „das jüngste Kind — das liebste Kind“ erfüllte sich auch in der Familie Kluck. Dieses pausbäckige Kurtchen hatte es dem Vater besonders angetan, von dem Tage an, da es im Turmzimmer des Annaburger Schlosses das Licht der Welt erblickte, bis zu jenem trauervollen Sommertage, da man es — kaum anderthalbjährig — hinaustrug auf den Magdeburger Militärfriedhof. Wenn auch tiefes Weh sein Herz durchzittert, so findet Major Kluck dennoch Trost und Beruhigung in dem Anblick des blühenden Glücks, das ihn noch umgibt:

„Wieviel habe ich verloren — und doch, wieviel besitze ich noch!“

Bei der Erziehung seiner Kinder verfuhr Kluck wie bei der Ausbildung seiner Mannschaften. Mit Strenge anerzog er ihnen die Eigenschaften, die an ihnen zur Reife kommen sollten. Sah er aber sein Erziehungsziel verwirklicht — oder auch nur der Erfüllung nahe —, so war er ganz Güte, Liebe, Hingebung. Glücklicherweise waren die Kluckschen Kinder so gut geartet, daß ihr Vater ihnen gegenüber nicht mit besonderer Strenge aufzutreten brauchte.

Frühzeitig mußten sich die Kluckschen Kinder an Schlichtheit und Anspruchslosigkeit gewöhnen. Vor

allem sollten sie stets eingedenk bleiben, daß der bevorzugte Stand, dem sie durch Geburt und Erziehung angehörten, ihnen wohl die schweren Pflichten einer untadeligen Lebensführung auferlegte, aber keinerlei Rechte, etwa zu Hochmut und Eigendünkel, verlieh. Demgemäß hat das Ehepaar Kluck — trotz seiner günstigen Vermögenslage — bei den gemeinsamen Reisen mit den Kindern mit Vorliebe die dritte Wagenklasse benutzt: „damit die Kinder hübsch bescheiden bleiben,“ wie Kluck dieses Zeichen schlichten Auftretens rechtfertigt. Und wenn er bei der Heimkehr von einer Reise die Kinder mit Geschenken erfreut, so sieht er bei deren Auswahl zunächst auf „mäßigen Umfang,“ um die heranwachsende Jugend daran zu gewöhnen, sich auch mit scheinbar geringwertigen Dingen zu begnügen.

Der Einfachheit seiner Lebensauffassung entsprechend, hat Kluck mit den Seinen nie Luxus- oder Modebäder aufgesucht; aber fröhliche Wandertage bereitete er den Kindern, wenn er mit ihnen, wie in der Neubreisacher Zeit die Vogesen, so jetzt den Harz durchstreifte. Kluck selbst verlebte sonnige Herbsttage in Halle i. W. beim geistlichen Bruder, dessen einzige Tochter 1895 einem lebenswerten Manne, dem Großindustriellen Ferdinand Rolff, die Hand zum Ehebande reichte.

„Welche herrliche Stille!“ jubelte unser Naturfreund hier im Anblick des friedlichen Ravensberger Ländchens, das die letzten Ausläufer des Teutoburger Waldes sanft umkränzen. Nur zu schnell enteilt die Urlaubstage. Eines Abends langte Kluck zu später Stunde wieder in Magdeburg an, und tags darauf ging's „sogleich wieder tüchtig in das militärische Geschirr.“

## Achtes Kapitel

### Bezirkskommandeur in Berlin

Die alte Erfahrung, daß die Bewährung als Major und Oberstleutnant in der Regel auch die Beförderung zum Regimentskommandeur zur Folge hat, bewahrheitete sich auch an Kluck: am Geburtstage des Kaisers 1896 erhielt er seine Beförderung zum Regimentskommandeur und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Berlin I.

Wie einstmal seine Beförderung zum Major die Veranlassung wurde zu einer für ihn höchst ehrenvollen Meldung bei Kaiser Wilhelm I., so durfte er sich im Besitze dieser neuen Würde bei Kaiser Wilhelm II. vorstellen. Als der Monarch auf Kluck zuschritt, meldete dieser:

„Oberstleutnant Kluck, bisher im Regiment 66, meldet sich, durch die Gnade Eurer Majestät zum Kommandeur des Landwehrbezirks I Berlin ernannt, unter Verleihung des Ranges als Regimentskommandeur.“

„In welchem Regiment sind Sie groß geworden?“ fragte der Kaiser.

„Im Infanterieregiment Nr. 55, Eure Majestät.“

„Ah, Detmold. Lichtiges Material dort, wenn sie gut geführt werden. Haben Sie auch den Feldzug dort mitgemacht?“

„Sawohl, Eure Majestät.“

Nach der Meldung, die über eine Viertelstunde währte, teilte Generalleutnant von Jena, der sich als neuernannter Gouverneur von Straßburg gleichfalls beim Kaiser gemeldet hatte, unserem Kluck mit, daß er ihn bereits

vor drei Jahren höheren Orts zu der Stellung vorgeschlagen habe, in die ihn des Königs Wille jetzt berief.

Aber unserem Kluck geschah mit der Beförderung zum Bezirkskommandeur zunächst kein Gefallen. Er war zu sehr Front- und Feldsoldat, als daß er sich wieder — wie in Wesel und in den Militärbildungsanstalten — gern in die Enge der Schreibstube und in den Verwaltungsdienst einzwängen ließ. Es war für den tatenfrohen Mann eine harte Probe, Regimentskommandeur zu heißen — und kein Regiment zu kommandieren! „Ich bin um meine schönste Stellung in der Armee betrogen!“ hatte Kluck im Unmut ausgerufen. Aber er lernte es bald, sich auch zwischen den Akten, am Schreibtisch, bei streng eingeteilter Tagesarbeit wohl zu fühlen, denn auch diese Tätigkeit barg ihre gewaltige Verantwortung in sich. Mit der Zeit bereitete ihm dieser Dienst sogar Vergnügen, zu welchem die Beigefellung eines sehr umsichtigen, liebenswürdigen Adjutanten, Oberleutnant (jetzt Oberstleutnant) Frd. Schulke, sowie die während seiner Amtszeit erfolgte Verlegung des Bezirkskommandos vom Kaiser Franz-Grenadier-Platz in Berlin nach den hellen, luftigen Räumen in der General Pape-Straße zu Schöneberg das ihrige beitrugen.

Während die Kommandeure der Landwehrbezirke in der Provinz — fast ausnahmslos — dem inaktiven Offizierkorps angehören, erfordert die nämliche Stellung in Berlin unverbrauchte Kräfte. Deshalb werden die Berliner Bezirkskommandeure aus den Kreisen der fähigsten Frontoffiziere entnommen und haben in der Regel die Anwartschaft auf höhere Kommandostellen der Armee; einer der letzten Inhaber dieses verantwortungsvollen Postens vor dem Weltkriege war General der Infanterie

Wichura, der im Verein mit dem General von Lochow die von unserem Kluck in den Hauptzügen vorbereitete Schlacht bei Soissons (März 1915) gewinnen half.

Als Kluck sein Berliner Amt antrat, beschlich ihn der — ungerechtfertigte — Argwohn, als kämen nicht alle Angelegenheiten seines Dienstbereiches zu seiner Kenntnis. Vergebens wies ihm der Adjutant das Eingangsbuch vor. Kluck entschied kurzerhand:

„Schicken Sie mir die gesamten Postfachen in meine Wohnung.“

Am anderen Morgen wurde ihm ein Korb mit etwa tausend Briefen zugestellt — die Sache war also nicht so einfach, wie er sie sich vorstellte!!

Von seinem Mißtrauen war dieser übermäßig pflichttreue Bezirkskommandeur gründlich geheilt. Gern überließ er in Zukunft die geschäftliche Behandlung der Postfachen den hierzu bestellten Hilfskräften.

Er hatte ja selber genug zu tun.

Ihm unterstand das gesamte Rekrutierungswesen des Bezirks: bei der Musterung der gestellungspflichtigen Mannschaften schlug die Ersatzkommission die neu einzustellenden Soldaten vor, bei der Aushebung traf die Ober-Ersatzkommission die endgültige Entscheidung. Als Vorsitzender dieser Körperschaft mußte Kluck mehrmals im Jahre die seinem Bezirk angehörigen Kontrollstationen besuchen, z. B. Zossen, Mittenwalde, Sperenberg, Freienwalde, Eberswalde. Wie er bei den jungen Rekruten mit sicherem Blick auf deren künftige soldatische Haltung schloß, so freute er sich, wenn die zur Kontrollversammlung beorderten Reserve- und Landwehrmänner durch ihre straffe Haltung, ihre militärisch kurzen, deutlich ausgesprochenen Antworten und ihre beschei-

dene Zurückhaltung bewiesen, daß sie auch auf dem Acker, hinter dem Kadentisch, am Schraubstock und Blasbalg, kurz, in ihren bürgerlichen Berufen, Soldaten geblieben waren und somit den Truppenteilen, denen sie ihre Ausbildung verdankten, zur Ehre gereichten.

Wie es ihm oblag, für die Beorderung und Einstellung neuer Soldaten zu sorgen, so überzeugte er sich öfter von der Kriegsbereitschaft der Mannschaften des Beurlaubtenstandes. Genau kontrollierte er, ob die Kriegsbeorderungen post- bzw. austragsfähig bereitlagen, ob die Kammern über den erforderlichen Uniformbestand, die Proviantämter über die Lebensmittel verfügten, um größeren Truppenverbänden eine sofortige Formierung, Versendung und Verpflegung zu ermöglichen. Die unserem Kluck später unterstellten Truppenteile haben im Sinne dieses Führers ihre Kriegsbereitschaft bis zu einer ans Fabelhafte grenzenden Geschwindigkeit gesteigert: so hat beispielsweise die 6. Kompagnie des Infanterieregiments Nr. 146 zu Allenstein ihre gesamten Uniform- und Wäschestücke im Zeitraum von  $3\frac{1}{2}$  Minuten empfangen! Während für sie eine warme Essensportion hergerichtet wurde, empfangen die Leute ihre scharfen Patronen und die sogenannte „Eiserne Portion“ (d. h. zwei Büchsen Konserven und zwei Säckchen Zwieback). Dann speisten sie, und zwei Stunden nach angeordneter Mobilmachung war die Kompagnie vollständig ausgerüstet, verpflegt und marschbereit — wahrlich, ein schönes Ergebnis militärischer Schulung!

In der Berliner Dienstzeit traten bereits bedeutende Persönlichkeiten der Armee in Klucks Gesichtskreis: Graf Schlieffen, der Chef des Großen Generalstabes; Generalleutnant von Leszczyński, der Chef einer kriegs-

geschichtlichen Abteilung dieser hohen Militärbehörde; Frhr. von der Goltz, der eine Division führte. Seinen Freund Max von Schwarzkoppen, der lange Zeit Militärattaché bei der Deutschen Botschaft in Paris gewesen war, findet Kluck in Berlin als Kommandeur des Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments und Flügeladjutanten des Kaisers wieder. Infolge der reichen Anregung, die Oberleutnant Kluck aus dem Umgang mit solchen bedeutenden Männern schöpfte, gewann er eine immer größere Erfahrung und ein sicheres Urteil, auf welches maßgebende Stellen der Armee bereits Wert zu legen begannen. Namentlich fiel er im Mandatver bei Ausübung des Schiedsrichteramtes durch die sorgfältige Begründung seiner Urteile auf.

Erfundungsritte, die Kluck häufig in die schweigende Einsamkeit von Wald und Feld unternahm, erschlossen ihm eine Quelle innerer Erhebung. Am Busen der Natur fand der „rauhe Kriegsmann“ mit dem weichen Herzen Trost und Beruhigung nach mancherlei Enttäuschungen, von denen — wie kein Sterblicher — so auch dieser gottbegnadete Mensch nicht verschont blieb. Im Umgange mit der Natur, an deren ewigem Sein er seine eigenen vergänglichen Kummernisse messen und überwinden lernte, gewann er Milde, Versöhnlichkeit, aber auch Tatkraft und neuen Lebensmut.

Wie ganz anders stellten sich Menschenschicksale dar, wenn er sie nach dem Studium der Akten am Schreibtisch jetzt auf einsamem Ritze durch die freie Gottesnatur durchdachte! Kluck widmete nämlich den militärischen Ehrengerichten eine ganz besondere Fürsorge. An der Hand aller bisher ergangenen Verfügungen und nach sorgfältiger Beschäftigung mit den zu vielen Bündeln

zusammengefaßten Akten erlangte er allmählich den Ruf einer Autorität auf diesem Gebiete der militärischen Rechtspflege. Er hielt auch wiederholt in der Militärischen Gesellschaft im Saale der Kriegsakademie Vorträge über Ehrengerichte, die ihm den Beifall hoher und höchster Vorgesetzter eintrugen. Wie ernst er diese segensreich wirkende Einrichtung der Armee nahm, beweist die Tatsache, daß er mit der Erteilung von Urlaub an die ihm unterstellten Offiziere freigebig umging, ihnen jede dienstliche Beschäftigung während ihrer Ferien untersagte, sie aber von der Abstattung ihrer ehrengerichtlichen Gutachten auch in der Urlaubszeit nicht befreite!

Seine erstaunliche Arbeitskraft befähigte unseren Klud, neben dieser überaus umfangreichen dienstlichen Tätigkeit die bisherigen eingehenden kriegsgeschichtlichen Studien in ausgiebigem Maße fortzusetzen. Hier in Berlin, wo ihm die Bibliotheken und andere wissenschaftliche Hilfsmittel zur Verfügung standen, vertiefte er sich besonders in das Studium von Moltkes Feldherrnkunst und sann der Weisheit und dem Scharfblick seiner strategischen Schriften nach. Aus den Werken dieses ihm geistesverwandten Helden sog Klud die Anregung zu eigener Forschung, zu selbständigen Arbeiten auf dem Gebiete der Taktik, die ihm die persönliche Anerkennung des kommandierenden Generals des III. Armeekorps, von Lignitz, eintrugen.

Ein wenig länger als zwei Jahre währte Kluds Tätigkeit beim Bezirkskommando Berlin I. Im Juni 1898 fand sie ihr Ende, als eine königliche Kabinettsorder ihn wieder dem so lange entbehrten Frontdienste zurückgab und ihn als Kommandeur an die Spitze des Pom-

merschen Füsilierregiments Nr. 34 in Bromberg stellte; Oberst war er bereits seit April 1896.

„Die schönste Stellung in der Armee,“ um die er sich einst betrogen gewähnt hatte — jetzt verlieh sie ihm der Oberste Kriegsherr, und Kluck durfte sie antreten im Besitze einer nahezu auf sämtlichen Gebieten des Militärdienstes gesammelten Erfahrung. Mit einem gewissen Widerwillen hatte er vor zwei Jahren die Bürde des Berliner Dienstes auf sich genommen: jetzt stellte es sich heraus, daß diese Tätigkeit, bei der ein Druck seines Fingers den militärischen Verwaltungsapparat seines Machtbereichs in Bewegung setzte, einen gar gewaltigen Gewinn für ihn bedeutete.

## Neuntes Kapitel

### Regiment — Brigade — Division

Kluck's Versetzung nach der Ostmark hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Aufgabe, vor die er sich einstmals im Westen des Deutschen Reiches gestellt sah. Hier wie dort galt es, eine Kulturmission zu erfüllen: der Offizier, zumal der Kommandeur eines Regiments, bedeutet in der Ostmark einen Bannerträger des Deutschtums inmitten einer Bevölkerung vielfach slawischen Stammes.

Wir können uns denken, mit welcher Freude Oberst Kluck den Augenblick begrüßte, wo er zum ersten Male vor das auf dem Bromberger Übungsplatz in offenem Biered aufgestellte Regiment hintreten durfte! Tags darauf ritt er bereits in aller Frühe hinaus auf den Schießplatz bei Ossowiz zum Gruppenschießen, am dritten wohnte er der Exerzier- und Gefechtsübung eines kriegs-

starken Bataillons bei; am Nachmittag entwarf er Felddienstaufgaben für die Offiziere. So ging es einen Tag wie den anderen. Keinen Zweig des Infanteriedienstes gibt es, um den er sich nicht kümmert! Ende August darf er bereits sein Regiment dem kommandierenden General von Langenbeck vorführen. „Sehr günstig,“ kennzeichnet Oberst Kluck den Verlauf dieser ersten Besichtigung, an die sich bald eine zweite im Rahmen der Brigade mit dem nämlichen Erfolge anschließt.

Im Manöver 1898 übernahm Oberst Kluck die Führung der 7. Infanteriebrigade: 7 Bataillone, 5 Batterien, 5 Eskadrons und 1 Pionierkompagnie gehorchten hier seinem Befehl. Mit diesen Truppenmassen mußte er die Mühlenhöhe von Weißensee gegen Generalmajor Litzmann — der 1915 Rowno erobert hat — verteidigen: trotzdem dieser Führer über 9 Bataillone, 6 Batterien und 5 Eskadrons verfügte, konnte Kluck dennoch die Höhe behaupten.

Die Bromberger Dienstzeit stellte Klucks Arbeitskraft auf eine harte Probe. Aber wenn die Lage in Besichtigungen, in Besprechungen mit dem Adjutanten, im Abreiten der Grenzabschnitte und in Studien über die Grenzverhältnisse dahingingen, so brachten die Abende gesellige Veranstaltungen in seinem Hause oder in den Familien der Divisions- und Brigadekommandeure sowie der Offiziere und hohen Beamten in Bromberg. Gewiß, Kluck plauderte gern beim Wein in guter Gemein'. Aber die übergroße Fülle der Gesellschaften, die ihn manchen Abend seinem eigenen Heim fernhielt, nötigte ihm den unmutvollen Ausruf ab: „Diese ewigen Feste — ein Zeichen der Zeit!“

Inzwischen werden die neueingestellten Rekruten tüchtig eingeübt. Mitte Januar 1899 werden sie bereits

ihrem Oberst vorgestellt. Das formale Exercieren, die Handhabung der Waffe in jeder Lage der Truppe, d. h. auf der Stelle und in der Bewegung, im Garnisondienst, im Gefecht, bei Tag und bei Nacht — alles dies fällt zu seiner Zufriedenheit aus. Der Herr Oberst begnügt sich aber nicht mit der eingehenden Prüfung in diesen Zweigen des königlichen Dienstes: er wohnt auch dem Turnen, dem Bajonettfechten, dem Dienstunterricht, insonderheit der Unterweisung in der Gesundheitspflege, bei. Daß Oberst Klud auf die Pflege des deutschen Liedes großen Wert legte und das Regiment wiederholt kompagnieweise singen ließ, bereitete den Vorgesetzten wie den Untergebenen jedesmal große Freude.

Die Abende verlebte Klud häufig in der Offiziersspeiseanstalt, selten bei fröhlichem Gastmahl, meist beim Kriegsspiel, für welches die Tischplatte ein recht übersichtliches Gelände abgab. Oberst Klud rief seine Offiziere gern zu solchen theoretischen Übungen ins Kasino, um die jüngeren Kameraden in der Befehlserteilung sowie in der Führung großer Truppenmassen zu üben.

An diese Kriegsspiele schlossen sich Übungsritte, die man als Kriegsspiele im Gelände bezeichnen kann. Zur Akademie wandelte sich das Kasino, wenn die Offiziere im Winter ihre Vorträge hielten, die sich auf Kriegsgeschichte, Taktik, Bewaffnung, Truppenführung, Manöver, Kolonien u. a. bezogen.

Raum ein Jahr lang stand Oberst Klud an der Spitze seines Regiments — da wurde er mittels Allerhöchster Kabinettsorder vom 22. Mai 1899 unter Beförderung zum Generalmajor zum Kommandeur der 23. Infanteriebrigade in Gleiwitz ernannt. Mit welchen Gefühlen Klud von seinem Bromberger Wirkungskreise

schied, das spiegeln die Worte wider, die er an das ihm unterstellte Offizierkorps der 34er richtete: „Einem scheidenden Kameraden wird die Trennung von einem liebgewordenen Dienstverhältnis insofern besonders schwer gemacht, als er sich hierbei liebenswürdiger Angriffe zu erwehren hat, die den Ausdruck treuer Kameradschaft bedeuten. Ich bekenne, daß ich die glückliche Zeit im Verbands des Regiments der Güte und dem Edelsinn meiner Kameraden zu danken habe; ich bekenne aber auch, daß mich die Gunst der Verhältnisse geleitet hat: die Nachsicht meiner Vorgesetzten hat mich getragen, und was die mir unterstellten Herren Offiziere und die Mannschaften betrifft, so ist es leicht, ein Regiment zu führen, in dem jeder für sich die Führerschaft übernimmt. Meine Empfindungen sind in erster Linie die des Dankes für alles, was ich hier im Regiment erfahren habe, und wohlgemut kann ich mit dem Sänger preisen: „Es war eine köstliche Zeit.“

So war denn der Sohn der roten Erde nach Oberschlesien verschlagen! Aber Kluck hat sich nicht nur bald in Schlesien eingelebt, er hat diese Provinz lieben gelernt. „Das reiche, herrliche Schlesien,“ nennt er seine neue Heimat, als er die Provinz zum ersten Male durchfährt. Und als er ein Jahr später seine erste Wanderung durch das schlesische Riesengebirge unternimmt, da erwägt er den Plan, sich einstmals am Fuße des Riesengebirges ein Häuschen zu bauen.

Mit gewohntem Ernst und ungeminderter Berufsfreudigkeit tritt Generalmajor Kluck an seine neuen Pflichten heran. Er beginnt mit dem Studium der Übungs- und der Manöverakten aus den Jahren 1896—98, dessen Ergebnisse ihm zur Grundlage für die Aufgaben dienen

sollen, mit denen er die ihm unterstellten Truppenteile bei den nächsten Geländeübungen und Manövern betrauen wird. Der Grenzschutz gegen Rußland erfordert wie in Bromberg so auch hier in Gleiwitz seine besondere Aufmerksamkeit. Daher läßt Kludt keinen Tag ohne Kartenstudium und ohne Entwürfe zu Aufgaben vergehen, welche den Schutz der Landesgrenzen gegen feindlichen Einfall bezwecken. Jeden Augenblick rechnet er mit der Möglichkeit eines solchen Überfalls. Deshalb überwacht er auch hier, dicht an der russischen Grenze, die pünktliche Ausführung der Mobilmachungsbestimmungen, er überzeugt sich von der Zuverlässigkeit der Meldeämter und der Bezirkskommandos; er prüft die Aushebungsakten und wohnt dem Ober-Ersatzgeschäft bei; er läßt für die zur Führung von Landsturmbataillonen und Kompagnien berufenen inaktiven Offiziere und für die Offiziere des Beurlaubtenstandes Vorträge veranstalten; er besichtigt die Landsturmkommanden und läßt sich das Vorhandensein der erforderlichen Munition, Bekleidung und Bewaffnung nachweisen.

Bei den Truppenübungen legte Kludt den größten Wert auf die Gewöhnung der Mannschaften an selbstständiges Handeln: jeder Soldat — und sei es der einfachste Musketier — soll die Fähigkeit erlangen, im Ernstfalle selbsttätig zu handeln, wenn einmal der Vorgesetzte fehlt. Besichtigte er einen Truppenteil, so begnügte er sich nicht mit der bloßen Anwesenheit bei den Übungen und der theoretischen Kritik, vielmehr bezog er mit den Truppen Divuls, beobachtete das Herrichten der Schlafstätten, prüfte die Sicherheitsmaßregeln und wohnte dem Abkochen bei. Beim Schießen prüfte und kontrollierte er den einzelnen Soldaten, ja, er zielte und

schloß selber mit, wie er denn von seinen Untergebenen nichts verlangte, was er nicht auch selber gern und dienstfreudig tat.

Das gute Beispiel des Führers wirkte in hohem Grade anfeuernd, ja begeisternd auf die Brigade. Die „schöne Brigade“ nannte sie der kommandierende General des VI. Armeekorps, Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen; und als ein Hauptmann des Generalstabes um gelegentliche Kommandierung zu einem Truppentheil bat, wies ihn der Erbprinz der 23. Brigade mit dem Bemerkten zu: „Da können Sie am meisten lernen!“ Erbprinz Bernhard — seit Juni 1914 Herzog von Sachsen-Meiningen — hat die hervorragende Führerbegabung unseres Klud richtig erkannt und gewürdigt. Unzweifelhaft hat der Prinz seinen kaiserlichen Schwager auf den vielversprechenden Führer aufmerksam gemacht und ihn dem Monarchen zu weiterer Beförderung empfohlen.

Brauchte Klud eine Empfehlung? Seine Leistungen sprachen für sich und zeugten für ihn!

Als der Generalinspekteur Prinz Georg von Sachsen (1902—1904 König Georg) die Regimenter Nr. 22 und Nr. 62 besichtigte, lobte er sie und sagte dann vor versammeltem Offizierkorps:

„Ich freue mich, Herr General, hier aussprechen zu können, daß ich Seiner Majestät berichten werde über die treffliche, gleichmäßige Ausbildung der Regimenter.“

Nach den Besichtigungen vereinigten sich die Generale mit den Offizieren zu fröhlichem Liebesmahl. General Klud saß hierbei oft zur Rechten des Erbprinzen Bernhard. Wenn die Tafel aufgehoben war, spannen die Herren ihre Unterhaltung noch am Spieltische bei einer Partie Whist weiter. Wie einen Kameraden schätzte der

Kommandierende unseren Klud. Wiederholt lud er ihn nicht nur nach Breslau, „zum Gläschen Sekt,“ sondern auch nach Schloß Erdmannsdorf zur Geburtstagsfeier der Frau Erbprinzessin. Mit dem hohen Geburtstagskinde darf General Klud die erste Française tanzen; und als er voll der schönsten Eindrücke von Erdmannsdorf scheidet, trägt die hohe Frau ihm auf: „Grüßen Sie meinen Bruder!“ Seitdem war General Klud stets ein gern gesehener Gast bei den erbprinzlichen Herrschaften in Breslau. Als er die Brigade später mit der Division vertauschte, schickte ihm das erbprinzliche Paar seine Bilder als Willkommengruß in die neue Garnison. Mit dieser Aufmerksamkeit wollte die Frau Erbprinzessin zugleich ihrem Dank Ausdruck geben für die Spenden, welche Klud aus seinem Gewinn beim Whist ihrem „Charlottenheim“ für Offizierdamen zu Schreiberhau widmete.

Wie dieser kommandierende General, so errang sich auch der Divisionskommandeur, zu dessen Dienstbereich die 23. Infanteriebrigade gehörte, als Mensch und als Soldat unseres Generals höchste Verehrung. In Wort und Wesen verkörperte er das Urbild des schlesischen Edelmannes; vermöge seiner Feldherrngaben trug er im Weltkriege an der Spitze seiner schlesischen Landwehr zur Eroberung Polens hervorragend bei — Generaloberst (damals Generalleutnant) von Woyrsch.

In dem gastlichen Hause dieses Vorgesetzten verlebte Klud schöne Stunden herzlicher deutscher Geselligkeit. Aber auch die landeingewohnten Mitglieder des schlesischen Adels rechneten es sich zur Ehre, diesen bürgerlichen General mit Familie auf ihren Schlössern zu bewillkommen.

Ungetrübt, in Arbeit und Streben, gingen die Jahre dahin. Einen Meilenstein auf der Lebensreise bedeutete das Fest der Silbernen Hochzeit, welches das Kluck'sche Ehepaar gleich im Anfange der Gleiwitzer Zeit — am 27. Oktober 1899 — beging.

Viel Freude erblühte dem liebenswürdigen Paare an den Kindern. Egon war Seeoffizier geworden; eine Goldene Medaille für Rettung aus Seenot schmückte ihn. Hans, der sich in Berlin dem Studium der technischen Wissenschaften widmete, wurde durch Verleihung der Rettungsmedaille am Bande ausgezeichnet, weil er unter eigener Lebensgefahr zwei Studenten vor dem Tode des Ertrinkens im Crampnitzsee bewahrt hatte — „Fortes creantur fortibus et bonis.“ Auch die Tochter Hildegard machte sich als Lehrerin in der Sonntagschule, später als Rote Kreuz-Schwester, nützlich.

Nach etwa drei Jahren betraute der Kaiser General Kluck mit der Führung der 37. Division in Allenstein — einige Wochen später ernannte er ihn unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur des genannten Truppenverbandes.

Aus einem lieb gewordenen Kreise schied Erzellenz Kluck — der Erbprinz hatte ihm von seiner Beförderung zuerst Mitteilung gemacht und den ersten Glückwunsch dargebracht —, aber auch der kommandierende General des I. Armeekorps, dem Kluck nunmehr unmittelbar unterstellt war, wurde sein Freund. Dieser Führer verstand es, nicht nur auf den Truppenübungsplätzen die Erfahrungen seines inhaltsreichen Dienstlebens zu verwerten, nein, er hatte sich auch durch seine kriegswissenschaftlichen Werke einen weltberühmten Namen gemacht: Colmar Frhr. von der Goltz (1843—1916). Der

Umgang mit diesem General, der die Theorie mit der Praxis des Militärdienstes harmonisch vereinigte, konnte für unseren Kluck nicht anders als fesselnd und förderlich sein.

Wie in Gleiwitz, so begann Kluck auch in Allenstein seine Tätigkeit mit dem Studium der Akten. Wenige Wochen dauerte es, und er war mit den Verhältnissen und den Personalien seiner Division vertraut. Er wußte mithin sogleich, welche Aufgaben er ihren Kräften zumuten konnte.

Für Kluck gestaltete sich die Allensteiner Tätigkeit nicht ganz einfach. Graf Schlieffen hatte ihm dies bereits gelegentlich einer Meldung angedeutet:

„Erzellenz, Sie haben im Kriegsfall eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen!“

Als nämlich Generalleutnant Kluck die 37. Division übernahm, bestand diese nur aus vier Infanterieregimentern zu je zwei Bataillonen, zwei Kavallerieregimentern und einem Feldartillerieregiment. Infolgedessen wies Kluck in seinen Berichten immer wieder auf dieses — angesichts des Grenzschutzes bedenkliche — Mißverhältnis den anderen Divisionen gegenüber hin.

Jener Grenzschutz, der die Südfront von Ostpreußen decken sollte, umfaßte die Befestigungen der Masurischen Seenplatte und den ausgedehnten Eisenbahnschutz, der im Ernstfalle den Aufmarsch in Ostpreußen sicherstellen sollte. Das besondere Interesse russischer „Besucher“ an diesen Bahnen ließ nämlich darauf schließen, daß etwa einbrechende russische Kavalleriemassen sich sofort der Eisenbahnen bemächtigen würden! Deshalb sah Kluck beispielsweise die Besetzung einer 10 km langen Eisenbahnstrecke durch nur eine Kompagnie als völlig unzu-

reichend an. — Was er trotz ihrer zahlenmäßigen Unzulänglichkeit mit seiner Division leistete, das vollführte später das XX. Armeekorps, dessen Errichtung sicherlich mit auf seine tatkräftigen Vorstellungen bei der Obersten Heeresleitung zurückgeht.

Angesichts einer etwaigen Invasion russischer Truppenmassen hatten die Manöver, die Kluck in Ostpreußen zu leiten hatte, einen russischen Angriff zur Voraussetzung. Als er zum ersten Male seine Division im Rahmen des Armeekorps zum Angriff gegen eine andere Division kommandierte, kam er scheinbar aus Rußland und brach in Ostpreußen ein. Hier sah er sich zunächst einer Kavalleriedivision gegenüber, die er ohne große Mühe zurückwarf. Tags darauf griff er die zweite Division an, die ihm ein scharfes Gefecht bei Goldap aufnötigte. General von der Goltz, auf dessen Idee dieses Manöver zurückging, hatte ein Gelände gewählt, das durch Wald-, Seen- und Sumpfstrecken an Rußland gemahnen sollte. Sahen sich die Truppen vor Gelände-schwierigkeiten gestellt, so mußten diese durch Behelfsmaterial überwunden werden.

Hätte Kluck nicht schon früher den Wert der Pioniere für Manöver und Ernstfall gebührend geschätzt — jetzt hätte er sie würdigen gelernt; denn wenn die Sümpfe auf übereinandergelegten Zeltbahnen überschritten wurden, mußte die Kavallerie durch die Seen reiten, während für die Infanterie Schnellbrücken hergestellt wurden; auch Tonnenflöße mußten als Behelfsmaterial dienen. Und alles dies wurde durch Pioniere und Infanteriepioniere ermöglicht! So wurden wiederholt innerhalb mehrerer Stunden 120 m lange Brücken über den Okullsee geschlagen! Trotz aller Gelände-

Schwierigkeiten legten die unserem Generalleutnant unterstellten Truppen in drei Tagen insgesamt 148 km zurück, Leistungen, über die sich der kommandierende General von der Goltz „hochbefriedigt“ aussprach. Günstige Urteile pflegte dieser Führer nicht zu fällen, wenn die Truppen nicht auf ihren Märschen und Ritten das unwegsamste Gelände hätten überwinden müssen. Übungen, die glatt verliefen, bedeuteten für Goltz Spaziergänge und fanden deshalb seinen Beifall nicht!

Hier in Ostpreußen — dem Lande der Pferdezucht — gewann unser General eine gewisse Vorliebe für die Kavallerie und zog sie demgemäß häufig zu Leistungen im Felddienste heran.

Über die Infanterie hatte er einmal geäußert, sie wolle sich nicht eingraben, sie halte keine Ordnung bei der Bagage, und sie stehe nicht gern nachts auf. Jetzt setzte er für sie und ihre Schwesterwaffen häufig Nachtübungen an; und je sumpfiger und unwegsamer das Gelände war, desto höhere Anerkennung zollte er seinen Truppen, wenn sie sich hindurchgearbeitet hatten. Ebenso ließ er gern mitten im Winter ein Bivak halten, sowie Geschütze und Pferde über zugefrorene Flüsse, Brüche und Seen befördern. Als Hauptmann Schulze einmal bei solcher Winterübung sein Pferd am Zügel führte — weil Roß und Reiter jeden Augenblick im Eise einzubrechen drohten — rief Klud ihm zu:

„Schulze, ich hab's gesehen, wie Sie gefluht haben. Aber es hilft nichts: wir müssen durch. Der Ernstfall gibt uns viel härtere Nüsse zu knacken!“

Jede dieser Aufgaben war aufs genaueste vorbereitet, aufs eingehendste durchgearbeitet — ihre Durchführung durfte durch kein Hindernis aufgehalten werden, koste

es, was es wolle. Der Einwand „Es geht nicht“ war für Kluck eine Bestätigung, daß es unter Aufbietung aller Willenskraft — doch ging! Wagte aber jemand die Bemerkung: „Das ist nicht opportun,“ so konnte der sonst wohlwollende Generalleutnant recht ungehalten werden. Ebenso geriet er in Harnisch, wenn jemand auf ihn Rücksicht nehmen, ihm eine Dienstleistung abnehmen oder ihm bei schwierigen Geländebeziehungen Erleichterungen verschaffen, z. B. einen Wagen stellen wollte.

Kluck duldete keine Rücksichtnahme, aber auch keine Rücksichtslosigkeit gegen seine Person.

Bei einem Manöver jagte einmal ein Artillerieradfahrer an ihm vorüber. Erzellenz rief ihn an. Der Mann hatte es aber eilig, denn er war Quartiermacher und wollte schleunigst ins nächste Dorf radeln. Er ließ also des Generals Befehl „Halt!“ unbeachtet. Bei der Kritik gab Kluck seinem Unmut über diese Rücksichtslosigkeit ihm, dem Divisionär, gegenüber in starken Worten Ausdruck. Zwei Tage später — die Offiziere hatten den Vorfall längst vergessen — eröffnet Erzellenz die Kritik mit dem freudigen Ausruf: „Meine Herrn, ich hab' ihn! Der Kerl sitzt bereits im Arrest!“

In die Zeit von Klucks Allensteiner Tätigkeit fällt eine Besichtigung der 37. Kavalleriebrigade, zu der Kluck die Aufgabe stellte, ferner der 75. Infanteriebrigade und des Jägerbataillons 1, der Maschinengewehrabteilung sowie der Pioniere im Beisein des Generalinspektors Prinzen Albrecht von Preußen. Wieder einmal mußten die Truppen den Okulsee in dem „selten lehrreichen“ Gelände bei Allenstein überschreiten. Diesmal handelte es sich nicht um schleunige Herstellung einer

Brücke, sondern um ein Übersetzen über den See mit unerwartetem Angriff von acht feindlichen Eskadrons.

Auf die sauren Wochen anstrengenden Dienstes folgen fröhliche Wandertage. Da ein Genuß, den Klud sich allein gönnte, für ihn nur halbe Freude bedeuten würde, so sind ihm die Seinen die beste Reisegesellschaft, als er im März 1902 eine Reise nach der Riviera, zwei Jahre später eine solche nach Rom unternimmt. Seine Seele trinkt sich satt an den ewigen Schönheiten des römischen dunkelblauen Himmels mit dem goldenen Sonnenschein und an den unvergänglichen Kunstwerken des Vatikanischen, Kapitolinischen und Thermenmuseums, deren Verständnis ihm ein mehrmonatiges vorbereitendes Studium — an den langen Winterabenden — erschloß.

Eine eindrucksvolle Erinnerung bedeutete für Klud und die Seinen eine Audienz, die ihnen Papst Pius X. auf Empfehlung und in Gegenwart des Prälaten Monsignore de Waal gewährte.

Welch ein schöner Greis mit klugen, braunen Augen, aus denen Güte und Milde sprach, trat den Besuchern da entgegen! Nachdem der Prälat die Herrschaften vorgestellt hatte, begrüßte der Papst „il generale“, „la signora“ und „la figlia“ mit freundlichem Wort. In der französisch geführten Unterhaltung bemerkte der Papst:

„Auch die höheren Truppenführer haben in bezug auf Religion und Zucht eine apostolische Mission zu erfüllen: Schule, Kirche und Heer sind die Erzieher des Menschengeschlechtes.“ —

„Süß ist das Nichtstun!“ hatte Klud einmal in behaglicher Ferienstimmung aufgejubelt. Nach der Rückkehr aus dem Süden — das Herz noch voll Italienseligkeit — geht ihm der Dienst doppelt leicht von der Hand.

Aber nur die Tätigkeit erscheint ihm als vollwertig, die seinem Truppenteil irgendwie zugute kommt oder ihn persönlich in der Erkenntnis vom Wesen und Wirken kriegsgeschichtlicher oder strategischer Zusammenhänge fördert. Wenn er — eine Seltenheit! — einmal verzeichnet: „Nichts getan,“ so läßt er sofort die Erklärung folgen: „Gelesen, gerechnet, geschrieben.“ Für Kluck's Lebensarbeit gilt eben auch der Wahlspruch des Fürsten Bismarck: „In serviendo consumor.“

### Zehntes Kapitel

## Ein Jahr voll Sonnenschein

Die Divisionsmanöver des Jahres 1906 bei Gumbinnen sahen den Generalleutnant Kluck zum letzten Male als Führer des ihm unterstellten Truppenverbandes; denn kaum waren die Worte abschließender Kritik über eine größere Kavallerieabteilung verhallt, da erging an den Divisionär eine Allerhöchste Kabinettsorder, die ihn mit der Führung des V. Armeekorps in Posen betraute, vier Wochen später eine weitere, mittels der General Kluck unter Beförderung zum General der Infanterie zum kommandierenden General dieses Truppenverbandes ernannt wurde.

Es waren ganz neue Aufgaben, die in Posen seiner harrten. Seitdem er in Verdun 1873, später in Neubreisach und in Königsberg Festungsmanövern beigezwohnt hatte, war in ihm der Wunsch rege geblieben, an einer großen Festungsübung in leitender Stellung mitzuwirken. Er begrüßte daher die Berufung nach Posen mit Freuden.

Klud war in der Führung größerer Truppenverbände zu sehr erfahren, als daß ihm die Leitung des Armeekorps irgendwelche Schwierigkeiten bereitet hätte. Gewiß, er hatte in und außerhalb seiner Garnison tüchtig zu arbeiten. Aber es war eine angenehme, höchst ehrenvolle Stellung, die er in Posen bekleidete; und da er mit dem Studium des Festungsdienstes und einem aus diesem hervorgegangenen Manöver größten Stiles seiner eigenen militärischen Entwicklung im Festungskriege einen gewissen Abschluß geben konnte, so war er durchaus zufrieden, ja glücklich. Ein schöner Erfolg reihte sich an den andern; und als er nach Jahresfrist Worte höchster Anerkennung aus dem Munde des Obersten Kriegsherrn vernehmen durfte, da glaubte General Klud, er habe keine Wünsche mehr auf Erden!

Als ein gutes Vorzeichen für seine Posener Zeit betrachtete es Klud, daß ihm hier ein Divisionsgeneral unterstellt war, mit dem ihn seit der einstigen Fähnrichszeit eine herzliche Freundschaft verband: Otto Emmich. Jetzt wurde ihm dieser treuerprobte Freund ein zuverlässiger Mitarbeiter — war er doch Geist von seinem Geiste, praktisch und theoretisch ein Soldat, wie Klud ihn nur wünschen konnte!

Naturgemäß nahmen die Besichtigungen einen breiten Raum in General Kluds reichhaltigem Arbeitsprogramm ein. Während seines Posener Jahres besichtigte er nicht nur einmal, nein, zum Teil mehrmals sämtliche Truppenteile des Armeekorps, ferner das Kriegsbekleidungsamt, die Bezirkskommandos sowie sämtliche Garnisonanstalten, einschließlich der Lazarette und der Gefangenenanstalten.

Bereits in den ersten Wochen stattet er dem Truppenübungsplatz zu Neuhammer bei Sagan einen Besuch

ab, wo er eine Reserve-Feldartillerie-Abteilung — die „einen guten Eindruck“ macht — besichtigt. Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Pioniere waren ihm vertraut; jetzt schloß sich der Kreis der Truppengattungen, indem Klud nunmehr auch Traintruppen aus eigener Anschauung kennen lernte.

Ein besonderes Lob widmete der General dem ruhmreichen Grenadierregiment König Wilhelm I. (2. Westpr.) Nr. 7 in Liegnitz, als er ihm am 16. Dezember 1906 seinen ersten Besuch abstattete. „Hindernisse gibt es nicht; Friktionen sind dazu da, daß sie überwunden werden,“ hatte Klud dem Regimentskommandeur, Oberst von Kleist, geantwortet, als dieser den hohen Vorgesetzten auf die Schwierigkeiten des von der eistreibenden Ragbach und der Wütenden Neiße durchschnittenen Winterübungsgeländes aufmerksam machte. Es half nichts: die Grenadiere mußten durch die beiden Flüsse hindurch! Dann folgte ein 30 km langer Marsch bei eisiger Kälte und endlich ein Angriff in dem kniehoch liegenden Schnee, wobei die Soldaten durch Gräben, Hecken und über Mauern hinweg „türmen“ mußten, ohne daß freilich ein Mann ausfiel, obwohl bereits neue Rekruten eingetreten waren. Daß das Regiment den Erwartungen des Kommandierenden entsprach, geht aus seiner günstigen Kritik hervor, an deren Schlusse er zur Überraschung der Offiziere — von denen einige in Lackshuhen, ohne Lederweste und Kopfschüler erschienen waren — ruhig und gelassen erklärte:

„Meine Herren, ich wollte Ihnen durch diese Übung Gelegenheit geben, — Ihre Wintergarderobe in Ordnung zu bringen!!“

Es ist klar, daß eine zwanzigtägige Besichtigungsreise

in eifriger Winterszeit für den immer auf den Zweck der steten Kriegsbereitschaft bedachten Truppenführer keine Vergnügungsfahrt darstellte! War er dann heimgekehrt, so begann für ihn die Arbeit von neuem; denn nun galt es, die auf der Dienstreise gewonnenen Eindrücke schriftlich niederzulegen und neue Aufgaben vorzubereiten. Da machte sich Klud Auszüge aus Generalstabs- und anderen kriegsgeschichtlichen Werken und vertiefte sich in Zeichnungen und Kartenstudien. Fast drei Vierteljahre lang beschäftigte er sich mit Belagerungsübungen (Ingolstadt, Löben, Langres), bis er im Juli 1907 eine umfangreiche Denkschrift über das Festungsmanöver bei Posen abschließen konnte.

Endlich kamen die ersehnten Tage, an denen General Klud die Theorie der Buchweisheit in die Praxis umsetzen und — unter den Augen des Obersten Kriegsherrn — auf dem geeignetsten aller Gelände eine Belagerungsübung veranstalten konnte (16.—21. September 1907).

Es war eine Seltenheit, daß ein Festungskrieg in größten Verbänden bei Friedensübungen zur Geltung kam. Diesmal sollte er sich sogleich an die Feldmanöver des V. Armeekorps anschließen und alle Truppenteile dieses großen Verbandes beschäftigen. Die bei dem Manöver unterliegende Partei sollte sich auf die Festung Posen zurückziehen und hier als deren Besatzung zur Verteidigung übergehen, während die obsiegende Partei sich als Belagerungskorps umgestaltete und zum Angriff auf einen Abschnitt der Festung schritt.

Die Verteidigung der Festung fiel dem derzeitigen Kommandanten, Generalleutnant von Issendorff, zu, der Angriff dem Generalleutnant Emmich, dem General Klud die Leitung.

Am ersten Tage der Festungskriegsübung gelang es dem roten V. Armeekorps, eine Außentruppe des Verteidigers der Festung Posen unter die Geschütze der Festung zurückzuwerfen. Die Einschließung der Festung durch die rote Armee konnte nunmehr bewerkstelligt werden und war abends beendet. Nun entschloß sich der Kommandeur des Belagerungskorps — Emmich —, die Einschließung nordöstlich von Posen enger zu schnüren, und stellte sein Korps bereit, um den noch außerhalb der Fortlinie mit starken Kräften stehenden Verteidiger in die Fortlinie zurückzudrücken. Dem Angreifer gelang es schließlich nach hartem Ringen, sich in den Besitz der Linie Czervonak, Cozioglowny, des Waldstückes südwestlich Cicin und des Streitortter Forstes zu setzen. Bis zum Abend konnte der Angreifer — wenn auch mit nicht unerheblichen Verlusten — seine gewonnenen Stellungen behaupten.

Am Spätabend des ersten Tages (16. September) kam es zu einem großen Ausfall des Verteidigers.

Zwischen 9 und 10 Uhr abends bewegten sich die Truppen fast ununterbrochen in langen Kolonnen durch die Stadt. Für diese nächtliche Kriegsübung war ein besonderer Anzug für die Truppen vorgeschrieben, damit sie beim Mondschein und beim Ableuchten durch die Scheinwerfer möglichst wenig auffielen. Um Schlag 10 Uhr begann Generalmajor Deininger den Vorstoß. Ohne jedes Geräusch gingen die auseinandergezogenen Bataillone unbemerkt im Dunkel der Nacht bis dicht an den Angreifer heran. Dieser war jedoch rechtzeitig benachrichtigt worden und konnte somit den Ausfall zurückweisen. Der Verteidiger mußte sich in seine früheren Stellungen zurückziehen, während das heftige

Feuer der Festungsgeschütze den Angreifer an einer Verfolgung hinderte. Daher war am Morgen des 17. die Lage des Angreifers wie des Verteidigers — trotz dem Ausfall — annähernd dieselbe, wie am Abend des ersten Kampftages.

Am 17. September baute der Angreifer seine gewonnenen Infanteriestellungen mit allen Mitteln aus und befestigte sie, um sich dem heftigen Feuer der Festungsgeschütze möglichst zu entziehen. Im Laufe des Tages konnte man überall die Truppen des Belagerers eifrig graben, vulgo „buddeln“ sehen, ohne daß es zu Gefechts-handlungen kam. Trotz der recht empfindlichen Kälte und der in ziemlicher Unruhe verbrachten Nacht arbeiteten die Truppen fröhlichen Mutes.

Am Morgen des 18. September versuchte der Verteidiger durch einen neuen Ausfall die Linie des Angreifers zu durchbrechen. Die Nacht war trotz des prachtvollen Sternenhimmels so dunkel, daß man kaum auf zwanzig Schritt die Annäherung eines aufrecht gehenden Menschen erkennen konnte.

Doch wieder — wie in der Nacht vorher — war der Ausfall frühzeitig gemeldet worden. Wohl vorbereitet empfing der Belagerer die Kolonnen. Hier und da gelang es der Ausfalltruppe, einen Erfolg zu erringen. Im allgemeinen aber blieb der Ring um die Festung geschlossen: der Verteidiger wurde in seine Werke zurückgeworfen.

Während des nächtlichen Vorstoßes spielten die Scheinwerfer des Verteidigers und beleuchteten weithin das Vorgelände, um den Ausfalltruppen das Auffinden des Gegners zu erleichtern, während die Festungsgeschütze ohne Unterbrechung Infanterie und Artillerie des Angreifers unter Feuer hielten.

Nachdem der Ausfall abgewiesen war, setzte der Angreifer unverzüglich seine Arbeiten an den Artilleriestellungen fort.

Da der Ring um die Festung seit einigen Tagen so fest geschlossen war, daß keine Nachricht mehr von außen in die Festung gelangen konnte und keine Erkundung aus der Festung heraus Klärung brachte, hatte der Verteidiger seine Zuflucht zu Fesselballon und Brieftauben genommen.

Abends, in der achten Stunde schon, konnte der aufmerksame Beobachter — schreibt das „Posener Tageblatt“ — aus dem Hasten und Jagen der Ordonnanzen auf Fahrrädern und zu Pferde durch die Straßen Posens zum Generalkommando und zur Kommandantur schließen, daß für die hereinbrechende Nacht etwas Besonderes im Gange war. Und richtig: bereits um 9 Uhr verkündete das unaufhörliche dumpfe Rollen der schweren Festungs- und Feldgeschütze und das kurz abgerissene Getnatter der Infanteriesalven, daß wieder ein heftiger Kampf um den Besitz der Feste Posens im Gange war. Besonders heiß tobte der Kampf um 2 Uhr nachts, wo fortwährend die Geschütze ihre dröhnenden Stimmen ertönen ließen und die Einwohner Posens in ihrer Nachtruhe störten. Erst mit Tagesanbruch ging der Donner der Geschütze allmählich in ein sanftes Grollen über. Immer näher drang der Angreifer an die Werke vor, immer wieder versuchte ihn, der Verteidiger durch kleine Unternehmungen und Ausfälle aufzuhalten und zurückzuwerfen; doch der Angreifer behielt die Oberhand. Als der 19. September dämmerte, war der Angreifer fast auf der ganzen Linie bis dicht an die Fortlinie gekommen. Das Tageslicht wurde dazu benutzt, die errungene Stel-

lung weiter auszubauen und mit allen Mitteln zu verstärken, um jeden Ausfall des Verteidigers abweisen zu können.

Während des ganzen Tages setzten die beiderseitigen Artillerien ihr Feuer fort. Ebenso waren auf beiden Seiten Luftschiffer tätig, um jede Bewegung des Gegners frühzeitig zu entdecken.

Am 18. abends brach der dicht vor den Werken liegende Angreifer\* plötzlich aus seiner Stellung vor und suchte sich in den Besitz des Forts IIIa zu setzen. Ein ohrenbetäubendes Schnellfeuer des Belagerers leitete den Sturm auf dieses Fort ein und rief die Besatzung des Verteidigers aus ihren Unterständen. Wie aus der Erde gestampft, brachen die Schützen aus den Gräben hervor. Voran stürmten die Pioniere mit Scheren, Zangen und sonstigem Gerät, mit Leitern und Stangen, und bahnten Wege durch die Hindernisse. Dann rückten die Sturmkolonnen im Laufschrift heran, setzten blitzschnell über Gitter, Drahtgeflechte und Pallisaden und drangen in das Fort ein. Doch der Sturm mißglückte, denn die schnell herbeieilenden Reserven des Verteidigers warfen in kurzer Zeit den eingedrungenen Gegner aus den Werken. „Es war ein unheimlich schönes Bild“: die unter tausendstimmigem Hurra im Scheine der Leuchtkugeln und Brandfackeln bei dem unaufhörlich dröhnenden Donner der Geschütze und beim Knattern des Gewehr- und Maschinengewehrfeuers heranstürmenden Angreifer.

Nach Abweisung des Sturmes blieben die beiden

---

\* Unter Führung des im Weltkriege berühmt gewordenen Generals Otto von Below, damals Oberst des Infanterieregiments Nr. 19 von Courbière zu Gbrlitz.

Gegner einander in steter Aufmerksamkeit gegenüber, wobei der Verteidiger gerüstet blieb, einen etwa erneuerten Ansturm mit Nachdruck zurückzuweisen, und der Angreifer fortwährend mit neuem Sturm drohte.

Der folgende Tag — Freitag, der 20. September — brachte den Höhepunkt der Festungsübung.

Während bereits seit 8 Uhr die Kanonen donnerten, traf der Kaiser auf dem Bahnhofe Glumno ein. Nachdem der Oberste Kriegsherr die Meldung des Generals Klud entgegengenommen hatte, bestieg er mit diesem das kaiserliche Auto zur Fahrt in das Gelände der Festungsübung, zunächst nach dem rechten Flügel der Stellung, wo ihm ein Pionierbataillon mehrere Sprengungen zeigte, die glänzend gelangen. Alsdann schritt der Kaiser Teile der Verteidigungsartillerie ab, die inzwischen mit dem Scharfschießen gegen vollkommen ausgebaute Ziele begonnen hatte. Bei Fort IIIa, wo der Kaiser die sächsische Artillerie sah, gab General Klud seinem Obersten Kriegsherrn eine kurze Übersicht über den ganzen Verlauf der Übung, wobei das Scharfschießen jedes Wort zu unterstreichen schien. Bei der Begegabelung Glumno—Dwinsk—Cicin besichtigte der Kaiser die zahlreich zur Übung eingetroffenen Lastautomobile. Dann fuhr er auf die Janikowohöhe, um von dort aus die Wirkung des Scharfschießens beobachten zu können. Hieran schloß sich die Besichtigung einer von Eisenbahnruppen geschlagenen, über einen breiten Einschnitt führenden Hängebrücke, die allseitige Anerkennung fand.

Während dieser Prüfungen einzelner Truppenteile nahm die Festungsübung ihren planmäßigen Fortgang. Das Gelände östlich des Streitorter Forstes, das während

des Scharffschießens von Truppen geräumt war, wurde vom Angreifer gegen Abend wieder besetzt: die Gegner lagen einander dicht gegenüber. Das Artilleriefeuer des Angreifers wird verstärkt, um den Sturm vorzubereiten, d. h. um den Sturmkolonnen die Wege in die feindlichen Stellungen über oder durch die Hindernisse zu ebnen.

Am Sonnabend, den 21., gegen 6 Uhr morgens, rüstete sich der Angreifer zum Sturm.

Noch war keine Bewegung im Vorgelände zu entdecken, nirgends ein Mensch zu erspähen — da brachen um Schlag 7 Uhr auf der ganzen 3—4 km breiten Linie die Sturmkolonnen hervor. Als Vorbereitung zum Vorstoß erhob sich ein ohrenbetäubendes Gewehrgeknatter. Die Maschinengewehre des Angreifers und des Verteidigers setzten ihre letzte Munition ein! Dann ging es vorwärts. In kurzen Abständen stürzten sich immer neue Linien gegen die Werke. Wieder stürmten die Pioniere allen voran, jeder mit irgendeinem Gerät zum Zerstören der Hindernisse bewaffnet. Dahinter rückten die Kolonnen mit Stangen, Sandsäcken, Brettern, Brücken u. a. heran. In wenigen Minuten sind die tiefen Gräben der Werke durchschritten und gangbar gemacht — die Sturmtruppen brechen ein — die Königsgrenadiere erstürmen Fort IV (Hafe) — und mit brausendem Hurra werden die Werke auf der ganzen Linie genommen — der tapfere, hartnäckige Verteidiger wird zum Teil geworfen, zum Teil gefangengenommen — und unaufhaltsam dringt der Angreifer gegen die innere Umwallung vor, um sich in den Besitz der Stadt Posen zu setzen.

In diesem Augenblick ordnet der Kaiser den Schluß der Festungskriegsübung an. „Das Ganze halt!“ tönt

es die Reihen entlang. Alsdann schart der Monarch die Offiziere zur Kritik um sich.

Kludt spricht zuerst.

Wir wissen, daß unser General von jeher groß war in diesem Zweige der Führertätigkeit — seine Kritik des Festungsmanövers Posen 1907 stellte seine bisherigen Leistungen auf diesem schwierigen, Umsicht, Scharfblick und Redegewalt erfordernden Gebiete in den Schatten. Der Kaiser bezeichnete sie als „mustergültig.“ Ebenso kargte der Monarch nicht mit seinem Lobe gegenüber der vorzüglichen Haltung der Truppen in diesen für Mann und Roß schwierigen Manövertagen. Jedenfalls nahm der Kaiser den frohen Eindruck mit, daß Truppen, die hier in und um Posen aus den verschiedensten Verbänden auf engem Raume zu ernster Vorbereitung für den Krieg zusammengezogen waren, sich auch in der Stunde der Gefahr als leistungsfähig, wohldiszipliniert und zuverlässig bewähren würden.

Und die Truppenführer?

Es ist kein Zufall, daß Emmich und Kludt in den ersten Tagen des Weltkrieges durch Festungskrieg und kühnen Vormarsch und Abwehr die Welt in Erstaunen setzten: durch die Posener Belagerungsübung war der Oberste Kriegsherr auf diese beiden befähigten Truppenführer aufmerksam geworden; infolgedessen hat er ihnen in den Tagen der Not eine erste Stelle zugewiesen.

General Kludt hatte seine Posener Zeit, die mit dem Festungskrieg ihren wirkungsvollen Abschluß fand, als „ein Jahr voll Sonnenschein“ bezeichnet: sah er doch seine jahrelangen Studien und praktischen Übungen von so schönem Erfolge gekrönt!

Fortan strahlte ihm die Sonne kaiserlicher Huld.

## Elftes Kapitel Des Kaisers Tafelgenosse

Klud's Tätigkeit als kommandierender General des V. Armeekorps erreichte nach nur einjähriger Dauer ihr Ende. Am 1. Oktober 1907 erhielt Klud als Nachfolger des zum Generalinspekteur der 6. Armeeinspektion ernannten Generals von der Goltz das Kommando des I. Armeekorps in Königsberg.

Wie er sich's gewünscht, fand Klud auch in Königsberg ein reiches Arbeitsfeld. Das Kommando des I. Armeekorps hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der 37. Infanteriedivision, nur waren ihm im Verbande des Armeekorps nunmehr volle drei Divisionen unterstellt. Ebenso galt es, einen Grenzschutz von mehr als dreifacher Länge zu bewältigen — Aufgaben, gegen welche das Allensteiner Kommando als ein Leichtes erschien! Daß Klud sich auch in der Königsberger Zeit die Anerkennung seines Kaisers erwarb, hat er zum Teil der durch General von der Goltz geleisteten Vorarbeit zu danken.

Unter den Augen dieses Meisters hatte er seine Allensteiner Division herangebildet — jetzt in Königsberg verwaltete er dessen Erbe.

Wie in Oberschlesien, so rechneten es sich auch in Ostpreußen die durch Geburt und Grundbesitz bevorrechteten Stände zur Ehre an, diesen schlichten Truppenführer — dem nichts anderes am Herzen lag, als der Wunsch, alle seine Kräfte für den Dienst des Vaterlandes einzusetzen — auf ihren Schlössern und Gütern zu bewillkommen, auch gelegentlich an Jagden teilnehmen zu sehen.

Daß ihnen die Gnade des Kaisers diesen bürgerlichen General als Standesgenossen beigesellte, konnte dem ostpreussischen Adel nur zur Ehre gereichen! Am 28. Januar 1909 erging nämlich an unsern Kluck nachstehende Allerhöchste Kabinettsorder:

Ich finde Mich in Gnaden bewogen, Sie am heutigen Tage in Anerkennung Ihrer Mir und dem Vaterlande geleisteten guten Dienste in den Adelsstand zu erheben, und wird Ihnen das darauf Bezügliche durch das Ministerium Meines Königlichen Hauses zugehen.

Es gereicht Mir zum Vergnügen, Ihnen dies hierdurch bekannt zu machen.

(gez.) Wilhelm.

Diese Standeserhöhung bedeutete aber keineswegs den einzigen Ausdruck wohlwollender Gesinnung, mit welcher der Kaiser den verdienstvollen General auszeichnete. Eine Reihe hoher Orden schmückte seine Brust. Häufig führte ihn seine Königsberger Dienststellung in die unmittelbare Nähe des Monarchen, ebenso häufig als Tischgenossen an des Kaisers Tafel. Gelegentlich der Kaisermanöver 1910 genoß Kluck den Vorzug, den Kaiser, den Kronprinzen sowie den Prinzen August Wilhelm nebst Gefolge an seinem Tisch zu bewirten. Fast in jedem Herbst hielt sich der Kaiser einige Wochen lang in Kominten auf. Zur Erholung von den Lasten und Sorgen seines fürstlichen Berufes lag hier der Kaiser dem edlen Weidwerk ob. Wenn er dann des Sonntags Gäste um sich sah, befand sich unter diesen auch jedesmal General von Kluck.

Mit derselben Regelmäßigkeit, wie die Jagden in dem Komintener Forst, wiederholten sich alljährlich die Besuche des Kaisers in Königsberg, bei denen der Oberste Kriegsherr u. a. einige Stunden im Kreise der Offiziere

des Grenadierregiments Friedrich Wilhelm I. verlebte. Da der Kaiser diesem Regimente als Chef vorsteht, so bedeutete es für Kluck eine besondere Auszeichnung, daß ihn der Monarch à la suite dieses Truppenteils stellte, dessen Namenszug Kluck noch heute auf seinen Achselstücken trägt.

Wiederholt betraute der Kaiser unsern General von Kluck mit seiner Vertretung. So hat der Kommandierende am 24. November 1908 dem Feldartillerieregiment Prinz August von Preußen (1. Litth.) Nr. 1 zu Gumbinnen im Namen des Kaisers eine Allerhöchst verliehene Trompetenstandarte überreicht. Am 20. Juni 1912 vertrat er den Obersten Kriegsherrn bei der hundertjährigen Jubelfeier des ostpreußischen Ulanenregiments Graf zu Dohna, gleichfalls in Gumbinnen. Dieses „selten schöne Regimentsjubiläum“ — wie Kluck es nennt — hat nicht nur Hunderte von ehemaligen Angehörigen des Regiments, sondern auch fast sämtliche Mitglieder des gräflich Dohnaschen Hauses, die Dohna-Schlobitten, Dohna-Laud, Dohna-Waldburg und Dohna-Schlodien, in Gumbinnen vereinigt. Den Höhepunkt dieser Feier bildete eine glanzvolle Parade, die General von Kluck mit einer schwungvollen Ansprache schloß.

Einer weiteren vaterländischen Feier verließ General von Kluck die rechte Weite, als er am 19. Juli 1913 seinen Obersten Kriegsherrn bei der Enthüllung des Denkmals für den Großen Kurfürsten zu Pillau vertrat.

Festlichkeiten wie diese trugen eine angenehme Note in das ernste Dienstleben unseres Truppenführers. Der Erfolg des Posener Belagerungsmanövers hatte sein Selbstvertrauen gestärkt, seinen Ehrgeiz entflammt. Kein Wunder, daß er gleich beim Antritt seiner Königsberger

Dienststellung die Vorarbeiten für das Allerhöchst befohlene, zwei Armeekorps umfassende Kaisermandver 1910 ins Auge faßte und der Vorbereitung auf diese Übung größten Stils jede freie Stunde seiner dienstlichen und außerdienstlichen Tätigkeit widmete! Wie einst als Divisionskommandeur, so überzeugte er sich auch als kommandierender General beständig von der Kriegsbereitschaft der ihm anvertrauten Regimenter und Truppenverbände. Glücklicherweise hatte Klud nur selten Veranlassung zu Unzufriedenheit und Tadel. Die Divisions-, Brigade- und Regimentskommandeure kannten ihren Kommandierenden viel zu gut, als daß sie Übungen und Besichtigungen nicht bis ins kleinste sorgfältig vorbereitet hätten.

Die Behauptung einer unserem Klud nahestehenden Persönlichkeit: „Je größer seine Aufgaben, desto stärker waren von jeher seine Kräfte gewesen, und je mehr Leute er befehligte, desto mehr bekümmerte er sich um jeden einzelnen“ hat Klud in keiner seiner Dienststellen so sehr betätigt, wie während seines Königsberger Kommandos. Daher widmete er hier dem Gesundheits- und Verpflegungsweisen seiner Truppen eine besondere Aufmerksamkeit. So wohnte er u. a. den Übungen der Sanitätskolonne bei, als diese die Verwundeten in einem für vierzig Verwundete eingerichteten Lazaretttschiff über das Kurische Haff beförderte. Ebenso fand er in jeder Garnison, bei jeder Besichtigung Zeit, sich von der sachgemäßen Einrichtung der Lazarette und der Revierfrankenstuben zu überzeugen und in den Speisesälen die Mannschaftskost auf ihre Schmack- und Nährhaftigkeit hin zu prüfen.

In der frohen Gewißheit, daß sein I. Armeekorps jeder ihm übertragenen Aufgabe gewachsen sein werde,

sah Kluck dem Zeitpunkte entgegen, wo er seine Truppen dem Obersten Kriegsherrn im Kaisermanöver würde vorführen dürfen.

Die Zeit kam. Der Beginn des Kaisermanövers 1910 fand unseren General so vorbereitet, daß er am Nachmittage vorher als Gast des Grafen Dönhoff in Quittainen in aller Seelenruhe dem edlen Weidwerk huldigte, wobei er einen mächtigen Schaufler zur Strecke brachte! Diese Kaltblütigkeit kennzeichnet den siegesgewissen Feldherrn: da er drei Jahre lang neben dem Bewegungs- den Stellungskrieg vorbereitet hat, so harren seiner keinerlei Überraschungen — sein Korps wird ihn nicht enttäuschen!

Dieses Kaisermanöver 1910 stellte gleich der Festungsübung 1907 an die Truppenführer ganz neue Anforderungen. 1907 Belagerungskampf — 1910 Stellungskrieg. Infolgedessen hatten die Führer der gegeneinander operierenden Armeekorps, Kluck (I. Armeekorps) und Mackensen (XVII. Armeekorps), nicht ganz die Freiheit des Entschlusses, wie es sonst der Fall war.

Die beiden Armeekorps waren als Teile von Armeen gedacht. Beide hatten ihre Anlehnung nach Süden. Die Kriegslage war folgende. Eine rote Armee ist vor einer blauen über die Weichsel zurückgegangen; Blau (XVII. Korps) ist ihr über diesen Strom gefolgt. Die rote Armee bot den Verfolgern kräftigen Widerstand und verteidigte ein hervorragend geeignetes Gelände, den Sorgeabschnitt, den Oberländischen Kanal mit den anschließenden Seen.

Am Morgen des ersten Manövertages — 8. September — sind beide Gegner noch weit voneinander entfernt, und die Patrouillen nutzen das schwierige

Gelände so geschickt aus, daß man nur selten einen Reiter entdeckt. Blau scheint erst spät von der wirklichen Stellung des roten Gegners Kunde erhalten zu haben; denn der Verteidiger hat an verschiedenen Stellen im Gelände Schützengräben und Geschützdeckungen ausgehoben, um den blauen Gegner zu täuschen. Auf die großen Entfernungen mußten naturgemäß solche Anlagen den Gegner zeitweise zu falschen Maßnahmen veranlassen. Das Luftschiff hatte bei seinen Erkundungen die Scheinstellung — die allerdings zu der Zeit seiner Beobachtung von den schwachen Vortruppen der roten 73. Brigade besetzt war — für die Hauptstellung des I. Korps angesehen. In Wirklichkeit war die genannte Stellung überhaupt nicht mehr besetzt! Die 73. Brigade war in der Nacht in die Gegend von Preußisch-Holland zurückgezogen worden und hatte sich dem rechten Flügel des I. Korps angeschlossen, das in dem Gelände Preußisch-Holland — Quittainen aufmarschiert war. Die maßgebende Stellung der bis an den Hals eingegrabenen Roten lag südlich von Preußisch-Holland und reichte bis Grünhagen. Hier schloß sich — durch rote Flaggen markiert — die Verteidigungslinie der roten Armee an. Der Führer von Rot — Kluck — hatte sich natürlich trotz der in der Nacht ausgehobenen Linie vollkommene Bewegungsfreiheit bewahrt. Er hielt aber mit der ersten Division die ausgebaute Stellung, während er die 73. Brigade, die zweite Division und die Masse der Kavallerie hinter Mitte und rechtem Flügel bereitstellte.

Das XVII. Armeekorps — Madensen — hatte hauptsächlich auf Grund von Meldungen seines lenkbaren Luftschiffes den Eindruck gewonnen, die Hauptstellung

der roten Kräfte befände sich hinter dem Oberländischen Kanal, wo Kluck die seinen starken Stellungen vorgeschobenen Scheinbefestigungen hatte anlegen lassen. Es war diesem glänzend gelungen, den Feind und sein Luftschiff zu täuschen, ihn aufzuhalten, zur unnötigen Entwicklung zu zwingen und die schwache Besatzung der Scheinanlagen und der vorgeschobenen Stellungen ohne Verluste in die Hauptstellung zurückzuziehen. Langsam rückten die blauen Truppen vor, denn sie nutzten jede Deckung des Geländes aus. Aber das Feuer der roten Artillerie aus ihrer Hauptstellung mußte sie dennoch zu finden.

Inzwischen hat General von Kluck den Obersten Kriegsherrn zu Pferde von Rogehnen nach Grünhagen geleitet. Als der Kaiser die Schützengräben der roten Hauptstellung erblickte, rief er aus:

„Ich freue Mich, daß in Meiner Armee zum ersten Male Verstärkungsarbeiten in solcher ausgezeichneten Weise hergerichtet sind!“ —

Endlich hatten die Blauen erkannt, daß der Führer der Roten sie mit den vermeintlichen Hauptstellungen — die in Wirklichkeit nur Scheinstellungen waren — arg getäuscht hatte. Ihre 41. und 35. Infanteriedivision überschritt daher den Oberländischen Kanal: die 41. Infanteriedivision entwickelte sich gegen die rote Vorstellung bei Talspitten, während die 35. Division auf Neuen-dorf vorging. Die 36. Infanteriedivision, die um 8 Uhr morgens von Elbing auf Preußisch-Holland marschiert war, erhielt Befehl, auf Rogehnen loszugehen.

Inzwischen hatte das Generalkommando durch Meldungen des Luftschiffes erfahren, daß die rote Hauptstellung sich aus der Gegend Grünhagen in der Richtung



Wappen der Familie von Kluck.

nach Stollmen hinzöge. Daraufhin setzte das XVII. Armeekorps seinen Angriff an; die 36. Infanteriedivision sollte gegen Rogehnen vorgehen, da es sich herausgestellt hatte, daß auch diese Linie von roten Truppen besetzt war.

Während der Nacht zum 10. September kam es bei Rogehnen zu heftigen Kämpfen zwischen der 36. Infanteriedivision und der 73. Infanteriebrigade. Um die Weeske nicht überschreiten zu müssen, deren Zugänge der Gegner zerstört hatte, war die 36. Infanteriedivision ziemlich weit nach Osten marschiert, war aber auch dort infolge der verregneten Wege sehr schlecht vorwärtsgekommen und hatte erst gegen Abend Preußisch-Holland erreicht. Da sie nun im unklaren darüber war, ob ihr im Weeskeabschnitt feindliche Truppen gegenüberständen oder nicht, suchte sie sich durch Einsetzen ihrer Artillerie Gewißheit zu verschaffen. Es wurde also losgeschossen! Aber das Gegenfeuer blieb aus. Daher marschierte die Division weiter und suchte sich auf den Höhen von Preußisch-Holland festzusetzen. Hier stieß sie auf die 73. Infanteriebrigade, die sich in und um Rogehnen zur Verteidigung eingerichtet hatte. Um den Besitz des Dorfes entbrannte ein heißes Gefecht, das zu einer zeitweiligen Räumung des Dorfes durch die 73. Infanteriebrigade führte. Rot verfügte aber über so gewaltige Reserven, daß es dem I. Armeekorps ein Leichtes war, noch vor Mitternacht die 36. Infanteriedivision aus Rogehnen hinauszuerwerfen.

Als General von Mackensen hierdurch die Überzeugung gewonnen hatte, daß es der 36. Infanteriedivision doch nicht gelingen würde, vorwärts zu kommen und den rechten Flügel der roten Stellung zu bedrohen, versuchte er, den linken Flügel von Rot einzudrücken (zwischen

dem tatsächlich vorhandenen und dem angenommenen II. Armeekorps). Schon während der Nacht waren die Pioniere bemüht gewesen, sich der feindlichen Stellung zu nähern und die Drahtzaune und Verhaue niederzureißen; von den benachbarten Höhen ließen die schweren Feldhaubitzen ihre Grüße erdröhnen.

Endlich kam der Morgen und mit ihm — überraschend schnell — die Entscheidung. Sie wurde dadurch beschleunigt, daß die blaue Kavalleriedivision das Hauptquartier der Roten — Quittainen — angriff und auf die roten Reserven stieß. Infolge ihres Rittes der letzten vierundzwanzig Stunden fehlte sie bei der Entscheidung.

Während südlich bei Grünhagen die 35. Infanteriedivision und der rechte Flügel der 41. Schritt für Schritt gegen die furchtbare Stellung der 2. Infanteriebrigade vorzudringen suchte, hatte sich nördlich bei Preußisch-Holland die Entscheidung bereits vorbereitet. Noch stand die 36. Infanteriedivision im Feuer gegen die ihr gegenüber auf dem rechten Flügel der roten Stellung stehende 73. Infanteriebrigade. Inzwischen war aber die 2. Infanteriedivision, die Kluck hinter seinem rechten Flügel bei Groß-Thierbach bereitgestellt hatte, in der Nacht am Gegner vorbei nach Norden marschiert. Es gelang ihr, die 36. Infanteriedivision, die schon durch die Nachtkämpfe geschwächt war, vollständig zu umfassen und zurückzudrücken, so daß sie im Ernstfalle nur unter schweren Verlusten davongekommen und für die nächste Zeit verwendungsunfähig gewesen wäre.

Eben war die Sonne aufgegangen — doppelt erfreulich nach dem trüben Wetter der letzten Tage! — da begann der Kanonendonner aus dem Nordosten von Preußisch-Holland her. Erst mußte man gar nicht, wer

dort schießen konnte: es hatten doch bisher keine Truppen dort gestanden, außer den Kavalleriedivisionen — von diesen aber konnte ein so heftiges Feuer nicht stammen? Dann aber sah man die Schützenlinien mit den roten Streifen auf den Helmbezügen!! Mit außerordentlicher Schnelligkeit und Gewandtheit entwickelte sich zunächst die 3. Infanteriebrigade, die am weitesten nach Norden ausgeholt hatte. Die 4. Infanteriebrigade setzte ihre Linien links daneben — und vorwärts ging es. Um  $1\frac{1}{2}$  7 Uhr war die Entscheidung gefallen: Kluck hatte einen glänzenden Erfolg errungen.

Auch der Angriff der 41. Infanteriedivision auf die 2. bei Röllming war mißglückt. Sehr bald war sie auf so starke Stellungen gestoßen, daß sie die Unmöglichkeit einsah, allein vorwärts zu kommen. Mackensen gedachte nun, auch noch die 35. Infanteriedivision zu ihrer Unterstützung einzusetzen. Aber noch ehe sie dazu kam, wurde sie selbst angegriffen. Durch das Herumgreifen der 2. Infanteriedivision und das Zurückweichen der 36. war die 73. Infanteriebrigade frei geworden. In richtiger Erkenntnis der Lage verstärkte General von Kluck sie nun durch Teile der 1. Infanteriedivision und warf sie gegen den linken Flügel der 35. Infanteriedivision vor. So kam auch die 35. Infanteriedivision ins Wanken. Ihr linker Flügel wich, und Blau geriet in eine ungünstige Lage. Es würde im weiteren Verlaufe des Gefechts dem I. Armeekorps wohl gelungen sein, das ganze XVII. Korps von Norden her aufzurollen; jedenfalls wäre dieses zum größten Teil vernichtet oder gefangen worden.

Das Kaisermandöver von 1910 unterschied sich von allen seinen Vorgängern durch „die zielbewußt von

vornherein zur Durchführung gelangte Absicht, einen Kampf um eine vorbereitete Feldstellung kriegsmäßig zur Anschauung zu bringen.“ Noch nie war dieser Kampf mit allen dabei in Betracht kommenden technischen Mitteln und taktischen Erwägungen so kriegsmäßig dargestellt worden, wie im Kaisermanöver 1910.

„Während bisher die künstlichen Verteidigungsanlagen im allgemeinen nur angedeutet oder angenommen wurden, waren sie in diesem Kaisermanöver vollständig kriegsmäßig angelegt und ausgebaut worden. Gleichzeitig war das System der Scheinstellungen in Verbindung mit einer Hauptstellung bis zur Vollendung durchgeführt worden. Ferner waren die gegnerischen Vorbereitungen derart getroffen, daß auch der als letztes Hilfsmittel unternommene Nachtangriff sich an den stark ausgebauten Befestigungsanlagen brach. Zur Täuschung des Gegners über den Zweck der Scheinstellungen war kein Mittel, keine List unbenutzt geblieben: Baumstämme als Geschützrohre fehlten ebensowenig, wie künstliche Rauchentwicklung und langgedehnte Drahthindernisse. Der blaue Gegner ließ sich trotz Aufklärung durch Patrouillen und Luftschiff in großem Umfange täuschen und gestattete dadurch den Roten, die ihnen gestellte Aufgabe glänzend zu lösen.“\*

Nicht unerwähnt bleibe die Tatsache, daß beim Kaisermanöver 1910 die Kriegsmäßigkeit dadurch gekennzeichnet war, daß einige Truppenkörper aller Waffen in beiden Armeekorps zum ersten Male die feldgraue Uniform trugen.

Wir sehen: die stete Kriegsmäßigkeit, auf die Kluck unermüdlich hingearbeitet hatte — hier war sie erprobt worden! Wenn er am Abend seines schönen Erfolges

\* Zeitungsbericht vgl. unter „Literatur“ am Schluß dieses Buches.

seine Stimmung und die seiner Familienmitglieder als „freudig bewegt“ und im Bericht an den geistlichen Bruder den Verlauf des Kaisermandövers als „recht lehrreich“ kennzeichnet, so können wir ermessen, wie reich ihn das Bewußtsein erfolgsgekrönter Arbeit sowie die Anerkennung beglückte, die der Kaiser dem I. Armeekorps in einer besonderen, ehrenden Kabinettsorder widmete!

Im Jahre vorher hatte ihn der Kaiser in den Adelsstand erhoben. Nach den Mandövern von 1910 stellte er ihn — wie bereits erzählt — à la suite seines Leibgrenadierregiments König Friedrich Wilhelm I. Von den anderen Auszeichnungen, mit denen der Monarch die verdienstvollsten Männer zu bedenken pflegt, fehlte ihm nur noch eine, und auch diese — freilich höchste — Auszeichnung stellte sich ein: bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier der Freiheitskriege verlieh ihm der Kaiser den hohen Orden vom Schwarzen Adler. Als ihn der Oberste Kriegsherr zum ersten Male im Schmuck des silbernen Sterns, des zitronengelben Bandes und der Kette erblickte, sagte er sichtlich erfreut:

„Ich habe Ihnen den Schwarzen Orden verliehen. Haben Sie sich gefreut?“

„Majestät, ich habe ihn nicht verdient.“

„Nun, lieber Kluck, Ich habe noch mehr Arbeit für Sie!“

## Zwölftes Kapitel

### Kluck als Mensch

Ein Weiser sagt: „Ein guter Mensch ist immer ein großer Mensch; aber nicht immer ist ein großer Mensch zugleich ein guter Mensch.“ In der Tat: die Lebens-

bilder mancher bedeutenden Männer weisen neben vielem Licht auch starke Schatten auf. Jähzorn, Überbebung, Undankbarkeit, Unmäßigkeit, das sind nur zu häufig Charakterfehler, die das Bild eines Großen entstellen. Die „moderne Ethik“ bezeichnet solche Charaktere als „kompliziert“; ja, sie blickt sogar mit einer gewissen Geringschätzung auf einfache, gerade Naturen, die weder geheiligte Moralbegriffe nach ihrem Belieben und Bedürfnen fälschen noch von den ihnen durch Gewissen und Pflichtgefühl gewiesenen Bahnen abweichen.

General von Klud ist eine solche einfache Natur: streng gegen sich — mild gegen andere — ernst in der Pflichterfüllung — heiter im Genuß alles Schönen, was das Leben angenehm und lebenswert macht.

Außerlich ruhig, ist Klud stark in seinem Zorn wie in seiner Liebe. Er kann ein gar kräftig Wörtlein sprechen und es nötigenfalls durch einen kräftigen Schlag auf die Tischplatte unterstreichen — das Wort „nemo me impune lacessat“ klingt, als ob es Kluds Wahlspruch wäre! Klud ist eben in allen seinen Charaktereigenschaften ein echter Deutscher, d. h. treu, entschlossen, religiös, ein Freund der Natur und ihrer Gaben. Daß in seinem weichen Herzen ein Spürchen Sentimentalität verstohlen nistet, brauchen wir nicht als einen Charakterfehler anzusprechen.

Wenn er auch — wie bereits im zweiten Kapitel erwähnt wurde — in seiner Jugend an einem sogenannten „flotten“ Leben keinen Gefallen fand, so hat er doch einen guten Tropfen — namentlich in anregender Gesellschaft — nie verschmäh't. Noch heute bewahrt z. B. der Wirt des Hotels „Stadt Berlin“ in Herford einen silbernen Pokal auf, welchen einst die jungen Offiziere seinem

Vater zum Andenken an manch fröhliches Gelage verehrt und mit einer freundlichen Widmung versehen haben:

„Das muß ein braver Wirt wohl sein,  
Der Freundschaft gießt in seinen Wein.“

Unter den eingravierten Namen der Stifter prangt auch der Name „Alexander Klud“.

Auch später hat Klud immer auf einen wohlgefüllten Weinkeller Wert gelegt; doch kredenzte er die edleren Marken eher und gern seinen Gästen, als daß er selber sich an ihnen gütlich tat.

Klud ist ein Meister streng geregelter Lebensweise.

Während Teile unserer Jugend häufig genug bis in die frühen Morgenstunden hinein zum Schaden ihrer Gesundheit dem Bacchus huldigen, hat Klud kaum jemals die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht gemacht. Auch wenn er zur Jagd geladen war und die Jagdgenossen als richtige „Nachtlichter“ fast bis zum nächsten Aufbruch pokulierten, verschwand Klud sehr bald. Als einmal ein Jagdgenosse — Rechtsanwalt Adolf Schaefer in München — das Gespräch auf diese außergewöhnlich strenge Lebensweise brachte, antwortete General von Klud ernst:

„Das hat seinen guten Grund. Ich halte es für meine Pflicht, meine Gesundheit dem Dienst zu erhalten, so lange als möglich. Ich muß gesund sein, damit ich etwas leisten kann, wenn man uns im Ernstfalle nötig hat.“

Wenn General Klud selber Gäste zum Essen oder zu Ballfestlichkeiten bei sich sah, so trug er Sorge, daß die Gesellschaften nie über 2 Uhr nachts hinaus ausgedehnt wurden. So zog er seine für die stete Kriegsbereitschaft

erforderliche Gesundheit dem vorübergehenden Vergnügen einer noch so angenehm verlaufenden Festlichkeit vor!

Dank dieser Mäßigkeit ist Kluck auf seinem nunmehr bis an die Schwelle des biblischen Alters zurückgelegten Lebenswege eigentlich nie krank gewesen. Wer die hohe Gestalt dieses Heerführers erblickt, wenn er straff und leicht daherschreitet, der wird ihn für einen Fünfziger, aber keineswegs für einen Siebziger halten. Daß er sich aber auch im Herzen die Frische der auf der Lebenshöhe Stehenden bewahrt hat, beweisen die Antworten, die Seine Erzellenz einem Besucher erteilte:

„Erzellenz, aus den biographischen Zeitungsnotizen geht hervor, daß Sie im Jahre 1916 siebenzig Jahre alt werden. Das glauben Eure Erzellenz wohl selber nicht!“

„Ich glaub's auch nicht, ich fühle mich wie ein Fünfziger.“

„Wie haben's Eure Erzellenz gemacht, daß Sie sich so jugendfrisch erhalten haben?“

„Ich habe mäßig gelebt, nie zuviel getrunken, wenig Fleisch, dagegen viel Obst und Milch zu mir genommen und nicht zuviel und nicht zu schwere Zigarren geraucht.“

Solange Kluck als Bezirkskommandeur in Berlin wohnte, und später, wenn er um die Jahreswende zur Neujahrsbeglückwünschung des Kaisers in der Reichshauptstadt weilte, suchte er gern den zu einer zwanglosen Vereinigung „die Rodensteiner“ verbundenen Kreis hoher Offiziere auf. Hier leuchtete Klucks Talent als angenehmer Gesellschafter: anmutig und fesselnd vermag er Ernst und Scherz aus dem Militärleben zu erzählen, und immer findet er aufmerksame Zuhörer.

Folgendes Geschichtchen hat Klud überaus anschaulich erzählt. Da es einen Beweis liefert für den gewaltigen Respekt, welchen schon sein Name einzufloßen vermochte, so sei es hier mitgeteilt:

„In Allenstein arbeitete ich einmal im Garten. Da kam meine Tochter Hildegard und meldete:

„Papa, oben ist ein Herr, der dich durchaus sprechen will.“

„Trägt er einen Zylinder oder einen runden Hut?“

„Einen runden.“

„Er soll 'runter kommen.“

Der ‚Herr‘ erscheint und — bittet um eine Unterstützung!

„Haben Sie gedient?“ fragte ich.

„Jawohl. Ich war auf der Unteroffizierschule in Jülich.“ Ich horchte auf:

„So, in Jülich? Wann war denn das?“

„1881—1883.“

„Wer war dort Ihr Kompagnieführer?“

Der arme Teufel besinnt sich einen Augenblick. Dann antwortete er:

„Ich glaube, er hieß — Klud.“

„Das war ja ich —“

„Ach verflucht!“ Im Nu war er zur Türe 'raus. Ausgesprochenes Pech, nicht wahr?“

Auch selbst nach seiner schweren Verwundung hat sich Klud seinen Humor bewahrt. So äußerte er einmal:

„Sieben Kugeln haben sie mir in den Körper gejagt. Eine ist noch drin, die können sie mir lassen.“

Und als der Berliner Bildhauer, Professor Kraus, seine Porträtbüste modellierte, bemerkte der Feldherr:

„Den Mund ein bißchen schief. Das ist charakteristischer!“

Manch fröhliches Wort aus seinem Munde, manch ein Scherz an gastlicher Tafel wird seinen Freunden unvergeßlich bleiben, aber auch mit mancher Gefälligkeit, mit manch gutem Räte hat er sich in ihre Herzen eingeschrieben. So hat ein General einst in Detmold als junger Leutnant eine — wie dieser selbst zugibt — vorlaute Bemerkung über eine den deutsch-französischen Krieg betreffende dienstliche Angelegenheit gemacht und sich dafür von dem kaum vier Jahre älteren Leutnant Klud folgende Zurechtweisung gefallen lassen müssen:

„Zu einer solchen Bemerkung sind Sie noch zu jung!“

An die Wiedergabe dieser kleinen Nüge knüpfte der bezeichnete General die Feststellung:

„Diese Zurechtweisung war mir für mein ganzes späteres Leben eine gute Lehre: ich habe mich seither gehütet, je wieder vorschnell zu urteilen!“

Wem Klud einmal freundschaftliche Gesinnung entgegenbringt, den schließt er mit „ehernen Klammern“ an sein Herz. Wie die beiden Bock und Polach, Em-mich, Schwarzkoppen, so ist auch Generalleutnant von Leszcynski — sein Kriegskamerad von 1870/71, in dessen Gesellschaft er später, während seines Berliner Kommandos (1896—98), anregende Stunden verlebte — sein Freund geblieben. Hören wir, wie dieser einstige Wandergenosse auf gleichem Pfade Klud den Freund kennzeichnet:

„Ich kenne nur wenige Menschen, die mit gleicher Treue und Anhänglichkeit Jugendfreundschaften, befestigt durch gemeinsam verlebte große Zeiten und zusammengeschweißt im feindlichen Feuer, gepflegt und die Folgerungen daraus bis auf den heutigen Tag gezogen haben.“

Klud Präsident vom Hove ist sein Freund geblieben seit den Tagen frühesten Kindheit; und als Klud im Sommer 1915 in Wiesbaden seinen Jugendfreund Eduard Delius nach etwa fünfzigjähriger Trennung wiedersah, blieb es bei dem alten, traulichen „Du.“

Der im zweiten Kapitel erwähnte August Otto hatte seit dem Kriege 1870/71 mehr als zwei Jahrzehnte lang nichts von Klud gehört. Als er im April 1902 zufällig von seiner Beförderung zum Generalmajor las, entbot er seinem einstigen Zugführer seinen Glückwunsch, den Klud aufs Herzlichste erwiderte. Seither verknüpft die beiden Kriegskameraden ein Band der Freundschaft, dem ein Besuch des Generals bei dem einstigen Untergebenen am 19. Oktober 1908 in Hedderhagen eine besondere Weihe verlieh. Diese Herablassung des Feldherrn dem einfachen Landmann gegenüber, wie die Anhänglichkeit des alten Soldaten an seinen früheren Leutnant — ein erhebendes Beispiel deutscher Treue — ist ehrenvoll für beide Teile.

Wie angenehm stehen solche Zeugnisse echter Menschlichkeit gegen das Verhalten von Emporkömmlingen ab, die durch das Ausnutzen günstiger Konjunkturen zu Macht und Ehre gelangt sind und nun unter ihre Vergangenheit und Jugendfreundschaften einen dicken Strich ziehen!

Auf die Fernstehenden, die Freunde, ja selbst auf die Kameraden fällt nur ein Abglanz von Kluds sonnenhellem Wesen. Die ganze Fülle seines reichen und weichen Gemüts erschließt sich eigentlich nur dem Kreise der Familie und der nächsten Verwandten. In diesem wahrhaft edlen Manne verkörpert sich der beste Gatte, der zärtlichste Vater, aber auch der aufmerksamste Bruder und der gütigste Oheim.

Wie Kluck für seine Person das Muster eines preußischen Offiziers vom alten Schlage darstellt, dem Einfachheit und wahrhaft vornehme Zurückhaltung eignen, so hielt er auch bei den Seinigen auf schlichtes, standesgemäßes Auftreten. Wenn seine Damen eine Festlichkeit besuchten, musterte er sie vorher, damit sie nicht durch übermäßige Prachtentfaltung auffielen; der Stoff ihrer Kleider mußte gediegen, wertvoll, Schnitt und Stil einfach und doch vornehm sein. „Wir fallen ungern auf,“ äußerte er einmal, als er mit seinem Neffen Karl Kluck im Park des Königsberger Generalkommandos lustwandelte und dieser sein Erstaunen darüber aussprach, daß der Oheim außer dem Eisernen Kreuz keinen seiner vielen Orden anlegte. Dennoch müssen wir wahrheitsgemäß berichten, daß der General den Roten Adlerorden erster Klasse gern trug, denn dieser hatte ihn einst beim Sturz mit dem Pferde auf spitze Steine vor einer folgenschweren Verletzung des Kehlkopfes bewahrt!

„Die Meinen — mein Haus, mein Haus — meine Welt,“ dachte Kluck, namentlich wenn er sein Amt in einer eigenen Dienstwohnung versah. Nicht nur die Innenräume wurden dann behaglich hergerichtet, nein, auch der Garten wandelte sich in einen kleinen Schloßpark; und war ein solcher Garten — wie in Allenstein — nicht vorhanden, so zauberte ihn Kluck mit seinem Geschmack und seiner kunstgeübten Hand aus dem dürrsten Erdreich hervor. Die Tätigkeit im Garten bedeutete für ihn einen Jungbrunnen, der ihn gesund und frisch erhielt. Er schmückte die Beete nicht nur mit bunter Blütenpracht, sondern er baute auch allerlei Gemüse für den eigenen Tisch.

Daß der Naturfreund Klud zugleich ein großer Tierfreund ist, versteht sich von selbst. Von jeher begleitete ihn ein großer Hund.kehrte er von einem Ausritt heim, so streichelte er, gleichsam dankend, das Pferd und reichte ihm Zucker — mochte auch der Posten ein paar Minuten länger unter präsentiertem Gewehr stehen! Sah er sich wegen Raummangels genötigt, ein Pferd zu verkaufen, so war es ihm, als müßte er sich von einem lieb gewordenen Freunde trennen. „Man hängt sehr an den Tieren,“ schreibt er einmal gelegentlich solchen Abschiedes.

Wie alle Menschen von Herz und Gemüt, so ist auch Klud eine durchaus religiöse Natur. Wollte ihn aber eine extrem kirchliche Richtung als ihren Gefinnungs-genossen für sich in Anspruch nehmen, so wäre er damit gewiß nicht einverstanden. Denn in religiösen Dingen wie in der Ethik hält er's mit Goethe: „Redlich habe ich es mein Lebelaug mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt. Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist“ (Goethe an Auguste Stolberg, 17. April 1823). Ebenso: „Wir wollen das Erforschliche zu erforschen suchen, das Unerforschliche hingegen gläubig verehren“ (Goethe, „Kleine Sprüche“).

Mit seiner Herzensfrömmigkeit paart sich seine Güte. Wir haben im Vorstehenden manchen Zug von Kluds liebevoller Gefinnung verzeichnet. Hören wir ein paar weitere.

Als Major Klud die Unteroffiziersvorschule zu Neubreisach leitete, machte er in einer Besprechung mit den Lehrern die Mitteilung, daß der Geburtstag des Kaisers durch ein gemeinsames Festessen der Offiziere und

Beamten des Städtchens gefeiert werden sollte. Darauf meldete sich ein Zivillehrer der Vorschule:

„Herr Major, ich bin nicht in der Lage, mich an dem Essen zu beteiligen.“

Major Kluck herrschte ihn an:

„Wie können Sie — als einziger — sich ausschließen wollen! Vergessen Sie denn, daß wir der elsässischen Bevölkerung gegenüber das Beispiel der Einigkeit geben müssen?“

„Herr Major, ich habe meine Gründe.“

Als sich Klucks Vermutung bestätigte, der Lehrer bleibe vielleicht aus wirtschaftlichen Gründen der Feier fern, bat er ihn, er möge an dem Festessen als sein Gast teilnehmen.

Gleichfalls in Neubreisach unternahm eines Sonntags Feldwebel Genske mit seiner Familie einen Ausflug in die Vogesen. Auf dem Bahnhofe traf er den Major Kluck, wobei es sich nach gegenseitiger Begrüßung ergab, daß beiderseits das gleiche Reiseziel vorlag. Wie erstaunt war Genske, als ihm der Major den Vorschlag machte:

„Nun, da können wir ja den Ausflug zusammen machen.“

„Herr Major, das wäre mir eine große Ehre, aber wir fahren dritter Klasse.“

„Wir auch — also abgemacht!“

Als Major Kluck zum ersten Male seinen Sommerurlaub auf der Insel Borkum verlebte, erfuhr er, daß ein Fischer seine Gattin durch den Tod verloren hatte; vier kleine Kinder betrauertem den allzu frühen Heimgang ihrer Mutter. Was tat der Herr Major? Er lud die Waisen Kinder jeden Sonntag zu sich ein, heiterte sie durch freundlichen Zuspruch auf und beschenkte sie mit allerlei Dingen, wie Kinder sie gern haben.

Im Jahre 1907 ließ er einmal in der Königsberger Garnison nach dem Grenadier Schlüter forschen. Endlich ermittelte ihn das Generalkommando im Grenadierregiment „Kronprinz.“ Beim Appell wurde ihm verkündigt:

„Grenadier Schlüter hat sich Sonntag vormittags 10 Uhr 15 Minuten bei Seiner Erzellenz dem Kommandierenden General zu melden.“

Fast jede Stunde mußte Grenadier Schlüter antreten, bald den Nachweis führen, daß sein Ordonnanzanzug in Ordnung war, bald, daß er mit seinem Schuhwerk über das Parkett des Generalkommandos dahinschreiten könnte.

Klopfenden Herzens betrat Grenadier Schlüter das Empfangszimmer. Nach wenigen Minuten erschien der General und begrüßte den einfachen gemeinen Soldaten väterlich-herzlich:

„Also Sie sind der Sohn unserer langjährigen treuen Dienerin Marie?“

„Zu Befehl, Erzellenz. Karl Schlüter aus Münster.“

„Wissen Sie, daß Ihre Mutter zwölf Jahre lang bei meinen Eltern in Stellung war?“

„Jawohl, Eure Erzellenz.“

„Machen Sie Ihren Eltern Ehre!“

Nunmehr erkundigte sich der General nach den Eltern des Grenadiers, trug ihm Grüße auf für die Seinen und entließ den jungen Mann reichbeschenkt mit Zigarren und Geld.

„Mir war's, als hätte ich vor meinem Vater gestanden — so freundlich hat der Herr General mit mir gesprochen!“ Mit diesen begeisterten Worten schildert Karl Schlüter seinen Eltern den Eindruck, den die Unterredung mit Erzellenz von Klud in ihm hinterließ.

Als Klud noch das 34. Infanterieregiment in Bromberg befehligte, machte er einmal in Begleitung seines Reitknechtes einen Ritt in eins der Dörfer der Umgegend. Als sie sich diesem nähern, sagt der Reitknecht:

„Herr Oberst, ich habe eine Bitte.“

„Nun, was gibt's?“

„Herr Oberst, hier wohnen meine Eltern. Ich habe ihnen schon so viel von dem Herrn Oberst erzählt, daß sie den Herrn Oberst gern kennen lernen möchten.“

„Da soll ich wohl jetzt mitkommen?“

„Wenn der Herr Oberst so freundlich sein wollen —?“

„Freilich. Ist's noch weit?“

„Wir sind gleich da, Herr Oberst.“

Zum größten Leidwesen des Burschen waren die Eltern nicht anwesend; sie waren in Bromberg zum Wochenmarkt. Es ist aber anzunehmen, daß Oberst Klud den Eltern eines so guten Sohnes ein anderes Mal die Ehre und Freude seines Besuches schenkte.

Das gütige Herz des Generals von Klud bewahrt jeden ihm geleisteten Dienst, jede ihm erwiesene Gefälligkeit auf. Dankbarkeit ist einer der hervorstechenden Züge seines Wesens. Zu den Vorgesetzten, die ihn einst durch Rat und Tat gefördert und ihm die Wege zur Höhe der Ehren und des Ruhmes hinauf geebnet haben, gehört sein Magdeburger Oberst, von Holleben, der später als pensionierter General in Friedenau lebte. So oft Klud in Berlin weilte, tauschte er mit Holleben Erinnerungen an die schwere und schmerzliche Magdeburger Zeit aus. Selbst wenn er nur einen Tag in der Reichshauptstadt weilte, gehörte ein Besuch bei dem früheren Regimentskommandeur zu den wenigen Programmnummern seines Berliner Aufenthaltes.

Wenn Klud „wie von hoher Warte“ auf das „ferne Ehemals“ zurückschaut, kann er mit stolzer Befriedigung wahrnehmen, daß er vielleicht Gegner hatte, die in dienstlichen Dingen einer anderen Meinung huldigten, als er: aber Feinde hat Klud nicht gehabt. Auch wenn er Grund hatte zu der Vermutung, daß Ungunst ihm zu schaden suchte, so hat er dennoch weder schriftlich noch mündlich je ein Wort des Unmutes geäußert. Ebensovienig liegt es in seinem Wesen, sich seiner Erfolge zu rühmen oder etwa nach der Gunst der öffentlichen Meinung zu haschen. Als ich ihn um die Erlaubnis bat, einige Verse zu seinem siebenzigsten Geburtstage drucken lassen zu dürfen, antwortete mir der so gar nicht rühmsüchtige Held: „Ein Loblied auf mich kann ich Sie nicht hindern, zu veröffentlichen; Sie wissen aber, wie wenig Wert ich darauf lege, in die Öffentlichkeit zu treten.“ Auch gegen die Veröffentlichung eines Festartikels zu dem nämlichen Gedentage sträubte sich Klud: „Das Hervortreten in der Presse ist mir nicht sympathisch.“

Das Beantworten militärischer und politischer Fragen, mit denen die Zeitungsberichterstatter an ihn herantreten, lehnt Klud mit dem Bemerkten ab: „Für uns Truppenführer gibt's nur ein Gesetz, und das heißt: Arbeiten — Schweigen — Schlachten schlagen!“

Dennoch unterhält er sich gern mit Männern des öffentlichen Lebens, an deren sachgemäßem Urteil er das seinige schärft, ohne einseitig auf sogenannte „Autoritäten“ zu schwören. In der Gleiwitzer Zeit hatte er im Hause des Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem verkehrt, in Ostpreußen mit dem Fürsten Dohna, den Abgeordneten Graf Kanitz und von Oldenburg-Januschau sowie mit dem nachmaligen

Leiter der Verpflegung des Reiches, von Batocki-Bledau, in Berlin auch in den Kreisen der Großindustriellen. Diese lebendige Berührung mit den verschiedensten Ständen und Berufszweigen hat unseren General vor Einseitigkeit und Verkünderung bewahrt.

Den kleinen — und großen — Schwächen seiner Mitmenschen gegenüber übt Kluck Nachsicht und Geduld. Freilich Schwerfälligkeit, Nachlässigkeit, Unpünktlichkeit können ihn aufbringen; denn seinem eigenen Wesen sind dergleichen Fehler fremd. Wenn die Ordonnanz auf die Unterschriftsmappe wartete und dem General bei der Abnahme nicht schnell genug war, flog sie dem phlegmatischen Marsjünger wohl gar vor die Füße. Das nächste Mal war der Soldat dann etwas flinker!

Ob Kluck im Leben je etwas Wichtiges vergessen haben mag —? Kaum. In seinen Akten, seinen Papieren, seinen Büchern liegt alles so sorgfältig geordnet, daß er jeden Augenblick findet, was er sucht. Bücher verleiht er nicht gerne — eher verschenkt er sie, ebenso wenig entleiht er sie sich, lieber kauft er sie.

General Kluck ist ein gerader Charakter. Ihm fehlt schlechterdings das Verständnis für Trug, Bosheit, Heuchelei. Deutsch sein bedeutet für ihn wahr sein. Wer ihn enttäuscht, wer sein Vertrauen mißbraucht, den trifft seine ganze Verachtung. Ebenso schüttelt er Leute ab, die sich zwecks Erlangung äußerer Vorteile an ihn herandrängen.

Noch eins: Kluck ist sich immer gleich geblieben. Je reifer sich sein Geist entfaltete, je höher er emporstieg zu Macht und Ehr' — immer bewahrte er sich neben dem stahlharten Willen und dem eisernen Pflichtgefühl zugleich die Schlichtheit seines Auftretens und seiner

Lebensauffassung wie die Reinheit und den Adel des Herzens.

Eine spätere Zeit wird über Kluck den Feldherrn urteilen. Als Mensch wird ihn die Geschichte mit den Worten Shakespeares kennzeichnen:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem.“

### Dreizehntes Kapitel

## Stille vor dem Sturm

Trotz aller fortdauernden Kriegsvorbereitungen im weiteren Sinne, die den Inbegriff von Klucks Königsberger Dienstleben darstellten, waren es recht friedliche Jahre, die der Truppenführer in Ostpreußen verlebte. Als er im Herbst 1912 die ihm früher unterstellte Allensteiner Division an das neugegründete XX. Armeekorps abgab, war seine dienstliche Tätigkeit weniger aufreibend als zuvor; und da er außerdem im Kreise seiner Familie viel Freude erlebte und — wie wir wissen — freundschaftliche Beziehungen zu den angesehensten Persönlichkeiten der Provinz unterhielt, so gestaltete sich seine Königsberger Stellung nicht nur zu einem friedlichen, sondern zugleich zu einem angenehmen, ja glücklichen Erlebnis.

Seitdem Goethe den Leitstern seines Lebensweges bedeutete, hat Alexander Kluck den dunkelblauen Himmel Italiens „mit der Seele“ gesucht und in Reisen nach dem Sonnenlande das Ziel seiner Wünsche erblickt. Aber er war ein viel zu fürsorglicher, sparsamer Hausvater, als daß er sich einen Genuß gönnte, ehe er das Lebensglück seiner Kinder wirtschaftlich gesichert hätte. Deshalb hat

Klud die Aufforderungen seitens seiner Freunde und Kameraden, sie auf einer Italienreise zu begleiten, mit der Erklärung abgelehnt: „Eher nicht, als bis ich Exzellenz geworden bin!“ In der Tat: erst als Generalleutnant hat Klud eine Italienreise unternommen; als er kommandierender General geworden war, hat er sie wiederholt und bis nach Sizilien ausgedehnt (Frühjahr 1910).

Klud ist nie ein sogenannter „Schwärmer“ gewesen. Außereindrücke nahm er in sich auf, ohne sein starkes Empfinden in begeisterte Worte auszuströmen. Aber auf dieser zweiten Italienreise, auf der ihn abermals Gattin und Tochter begleiteten, wurde der schweigsame Mund beredt. Der Blick von Madonna di Gesù auf Palermo, das Lustwandeln in der Pergola des ehemaligen Kapuzinerklosters zu Amalfi, die Fahrt nach Capri, das jeden Augenblick im Farbenspiele einer wechselnden Beleuchtung schillerte, und endlich der ergreifende Spaziergang durch Pompeji, alle diese Gottesgaben entlockten ihm Worte hellen Entzückens. Auf solchen Reisen, die dem Genuß der Naturschönheiten gewidmet waren, pflegte Klud allein einen Vormittag oder einen Abend im Garten des Hotels, auf dem Balkon oder im Angesichte des brandenden Meeres zu verträumen, um die wuchtig auf ihn einströmenden Eindrücke zu durchdenken. Diese Feierstunden der Seele stellen für ihn Meilensteine seiner Reisen dar, Ruhepunkte, wo die Seele sich labt am Nektar der Erinnerungen und sich kräftigt zur Aufnahme des Neuen, des Herrlichen, das die weitere Reise bringt.

Diese zweite Italienreise führte unseren General mit zwei bedeutenden Truppenführern zusammen. In Palermo macht er die Bekanntschaft des Generals von Bernhardi, in Amalfi gesellt sich ihm beim Frühstück ein

„Graf Landed“ zu, der infognito reisende Kronprinz Rupprecht von Bayern. Als dieser hohe Herr sich mit der Familie von Kluck unterhielt, ahnten die beiden Generale nicht, daß der Tag nicht fern war, an dem sie als Armeeführer gemeinsam gegen den gleichen Feind marschieren würden! Auch Bernhardi hat damals schwerlich gedacht, daß die in seinem Buche „Deutschland und der nächste Krieg“ niedergelegten Prophezeiungen sich in naher Zeit verwirklichen würden. Als Kluck mit den Seinen in Rom den einzigen Wandertag — er kannte ja die Ewige Stadt bereits! — mit einer „Sigung“ im Café Aragno beschloß, ahnte er nicht, daß die herrlichen Säle dieses in Gold und Marmor schimmernden Treffpunktes aller Fremden, namentlich der italienseligen Deutschen, kaum fünf Jahre später vom Kriegsgeschrei betörter Zeitungschreiber und bestochener Politiker widerhallen und den ungerechtfertigsten aller Kriege ausbrüten würden!

Diese zweite Italienreise fand in Berlin einen fröhlichen Abschluß. Bevor nämlich Karl Egon von Kluck als Erster Offizier des Lloyd dampfers „Berlin“ eine größere Auslandsreise angetreten hatte, verließ er seiner Liebe zu einer Dame aus Bremerhaven durch stille Verlobung die erste, festliche Weihe. Jetzt, nach der Reise, lernte Kluck die Verlobte seines Sohnes kennen. Im August 1910 wurde das junge Paar in der Berliner Parochialkirche getraut, wo vor nahezu zwei Jahrhunderten der geistliche Ahnherr derer von Kluck das Gotteswort verkündet hatte. In Perücke und breiten Bäckchen blickte der würdige Ahne aus seinem nachgedunkelten Bilde im Chor auf die heilige Handlung herab. Sah er neue Reiser am alten Stamm erblühen? Grüßte er die

späten Enkel, die das köstliche Erbe des guten Namens so treulich gehütet und gemehrt hatten?

Als nach Jahresfrist ein Töchterchen das junge Liebesglück des Leutnants von Klud krönte, schloß es Großvater Klud mit um so größerer Freude in seine Arme, als dieses Kind nunmehr die Erinnerung an sein im zartesten Alter entschlafenes, noch immer betrauetes Söhnchen verkörperte. Freilich, im ersten Augenblick, als das kleine Wesen — Hildegard, mit selbsterfundnem Rosenamen „Molino“ genannt — zum ersten Besuch in Königsberg angekündigt wurde, bereitete es dem mit Arbeit überhäuften General zunächst einige Verlegenheit, sich in die neue Würde als Großvater zu schicken. Aber kaum war das liebe Geschöpfchen eingebürgert, da wurde es auch von diesem fürsorglich betreut. Wo hielt es sein Vormittagschläfchen? In Seiner Erzellenz höchst eigenem Arbeitszimmer, während der Großvater ruhig die Winterarbeiten der Offiziere prüfte. Ja, eines Tages fand die Familie das Kindchen sogar auf einer den großen, grün überzogenen Tisch bedeckenden Generalstabskarte sitzen, während die wuchtigen Hände des Generals das kleine Menschenwunder umschlossen wie eine kostbare Blume. Seit den ersten Tagen ihres Zusammenseins verbindet Großvater und Enkelkind eine Freundschaft, die mit den Jahren an Herzlichkeit und Wärme zunahm. Heute vertritt Klud an dieser kleinen Hildegard Vaterstelle, nachdem ihr die feindliche Kugel den Vater, den Führer ihrer Jugend, entriß.

Wie im Menschenleben Geburt und Tod gar oft dicht nebeneinander wohnen, so ward die große Freude, welche der Familienzuwachs für das Haus Klud bedeutete, im Jahre darauf durch den Heimgang von Kluds

geistlichem Bruder in Halle i. W. verdüstert. Auf die Kunde von seiner schweren Erkrankung war der General an das Schmerzenslager des Bruders geeilt, hatte stundenlang an seinem Bette geweilt und mit dem treuesten Freunde seiner Jugend den ernstesten und frohen Erinnerungen ihrer Lebensreise nachgesonnen. Liebevoll hatte Alexander den entkräfteten Körper des Bruders gestützt und das müde Haupt sanft in die schneeigen Kissen gebettet. Das war der letzte Liebesdienst, den Kluck dem scheidenden Bruder erwies. Harte Soldatenpflicht machte es ihm unmöglich, am Bette des Leuren bis zu dessen letztem Atemzuge zu weilen und ihm nach der Erlösung von schwerer Pein die letzte Ehre zu geben.

Das Ende jenes ereignisreichen Jahres (1912), das unseren General seit dem Feldzuge von 1870/71 zum ersten Male — an starkem Bronchialkatarrh — krank gesehen hatte, verlebte Kluck in Lauroggen, wo er an der Feier für den General Grafen Nord von Wartenburg teilnahm; daß Kluck hierbei in Erwiderung auf eine Rede des Generals Kennenkampf seinen Trinkspruch in ein Hurra auf die russische Armee ausklingen ließ (in russischer Sprache), sei hier nur beiläufig erwähnt.

Der Beginn des neuen Jahres 1913 sah ihn — wie der Neujahrstag jedes Jahres — in Berlin, wo er im Verein mit den kommandierenden Generalen der Armee dem Obersten Kriegsherrn seinen Glückwunsch darbrachte; kurz darauf, im Februar, durfte Kluck seinem kaiserlichen Herrn abermals ins Auge schauen, als der Monarch mit den Seinen zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege in Königsberg weilte. Im Sommer war unser Kluck Gast des ehrwürdigen Feldmarschalls Grafen von Haeseler, der auf seiner Besitzung Harneslop in

der Mark ein einsames, beschauliches Leben führte, bis auch diesen alten Kämpen die Posaune des Krieges zu den Waffen rief.

Wahre Festtage waren es jedesmal, wenn unser Kronprinz Wilhelm aus seiner Garnison Langfuhr nach Königsberg im Auto herübergesauft kam, um dem Offizierkorps des Grenadierregiments Nr. 1, ein anderes Mal, um nach den Kompagniebesichtigungen unserem General und seiner Familie einen Besuch abzustatten. Daß sich der Kronprinz in der Gesellschaft und im Heime dieses schlichten, kerndeutschen Mannes wohl fühlte, beweist die freundliche Spende eigenhändig unterzeichneter Bilder, mit denen er ein jedes Mitglied der Familie von Klud erfreute. Wenn sich der Thronfolger am Portal des Generalkommandos verabschiedete, gab ihm unser Klud die väterliche Mahnung mit auf den Weg: „Kaiserliche Hoheit, nicht so schnell fahren!“ — um dann nach kaum drei Stunden die telegraphische Antwort zu erhalten: „Soeben glücklich angelangt. Kronprinz.“

Auch der Sommer des Jahres 1913 brachte unserm General vielerlei Freuden. Wenn es ihm seine Zeit erlaubte, pflegte Klud jedes Jahr in der Pfingstzeit oder in der Julihitze ein paar Tage auf Schloß Paulinum bei Hirschberg, dem Landsitze des ihm freundschaftlich nahestehenden Großindustriellen Caro, zu verleben und in dessen Begleitung Ausflüge in das Riesengebirge zu unternehmen. Im beginnenden Sommer 1913 dehnte Klud einen solchen Ausflug bis nach Königgrätz aus, wo er dienstlich dort anwesende hohe österreichische Offiziere aus Wien kennen lernte. Auf dem Turm von Eblum hielt er seinen Reisegeossen einen ausführlichen Vortrag über Plan und Verlauf der gewaltigen Ent-

scheidungschlacht. Der Anmarsch der Heereskolonnen gegen die österreichischen Stellungen konnte im Gelände auf das genaueste erklärt und nachgewiesen werden.

Nach der Rückkehr von der Sommerreise stand General von Kluck im Mittelpunkt einer gewaltigen sportlichen Veranstaltung, und zwar eines Wohltätigkeitsfestes zugunsten des von Frau Fanny von Kluck geleiteten Militär-Hilfsvereins. „Es ist nicht zuviel gesagt,“ schrieben die Königsberger Zeitungen, „wenn man behauptet, daß solch ein Fest bisher in Königsberg noch nicht dagewesen ist.“

Begeisterte Worte der Anerkennung und des Lobes wurden laut über die vortrefflichen Darbietungen, die dem Besuch nach zu schließen — es mochten fünfzehntausend Personen an dem Feste teilgenommen haben! — dem Militär-Hilfsverein einen ansehnlichen Reinertrag zuführten. Das Sportfest bedeutete einen ehrenvollen Erfolg für alle Mitwirkenden. Man konnte die Erwartung aussprechen, daß Vorgesetzte und Mannschaften, die im Spiele solche Ehren einheimen, nicht versagen werden, wenn die Walfstatt sie einstmals zu ernsterer Betätigung ruft.

Raum vier Wochen später sah General von Kluck die Truppen, deren Vertreter aus jeglicher Waffengattung sich bei dem Sportfeste so hervorgetan hatten, auf dem Manöverfelde zum letztenmal; denn am 13. September 1913 erhielt er eine Allerhöchste Kabinettsorder, die ihm seine Ernennung zum Generalinspekteur der achten Armeeinspektion — mit dem Sitz in Berlin — mitteilte.

Die achte Armeeinspektion umfaßt das II., V. und VI. Armeekorps, in deren Bereich der Generalinspekteur den Besichtigungen beiwohnt, um unmittelbar dem

Kaiser über den Stand der Ausbildung Bericht zu erstatten. Im Kriege entsprechen die Generalinspektoren den Armeeführern, doch bilden nicht immer die im Frieden zu einer Armeeeinspektion zusammengefaßten Armeekorps zugleich eine Armee im Kriege.

Bevor Kluck diese neue hohe Stelle antrat, hatte er die Freude, den Obersten Kriegsherrn bei der Durchreise nach Radinien auf dem Bahnhofe zu Königsberg zu begrüßen und aus dem Munde des Kaisers Worte der Anerkennung zu vernehmen:

„Erzellenz Kluck, Ich danke Ihnen vielmals für alles, was Sie für das I. Armeekorps getan haben. Ihre treuen Dienste werden Mir unvergeßlich bleiben.“

Acht Tage später weilte der General zum letzten Male als des Kaisers Gast in Rominten, begleitete den Monarchen zur Kirche und nachher zum Spaziergange, um schließlich an der kaiserlichen Frühstückstafel weitere anregende Stunden zu verleben.

Von Ostpreußen reist Kluck nach Dresden und in die Sächsische Schweiz, dann nach Leipzig zur Enthüllung des gigantischen Völkerschlachtdenkmals und schließlich dahin, wohin er sich immer flüchtet, wenn gewaltige Eindrücke auf seine Seele einströmen, oder wenn er „von Laten ruht, um zu Laten zu schreiten“ — nach Paulinum im Riesengebirge. Diesmal verleiht der Kauf eines etwa zwanzig Morgen umfassenden Baugrundes im Drachensteingelände seinem Aufenthalt eine besondere Weihe. „Hier ist's gut sein, hier laßt uns Hütten bauen“ — so dachte Kluck, und vor seiner Seele erhob sich das Bild eines eigenen Heims, in dem er hier einstmals ausruhen möchte von den Mühseligkeiten eines erfolg- und ehrenreichen Dienstlebens.

Einstweilen mußte Klud in seiner Berliner Stellung mit Mietsräumen fürliebnehmen. Draußen in Wilmersdorf, fernab vom Lärm der Großstadt, fand er eine stattliche Villa, deren großer Garten dem alten Naturfreunde ein reiches Feld zu gärtnerischer Betätigung erschloß. Bevor er sich in dem neuen Heim einlebte, mußte der Generalinspekteur noch einmal — zum letzten Male — nach Königsberg reisen, um Abschied zu nehmen von allen den dienstlichen und freundschaftlichen Beziehungen, die ihn genau sechs Jahre lang mit der alten Krönungsstadt am Pregel verknüpften. Liebe hat er in dieser für das unstete militärische Leben langen Zeit ausgesät; daher hat er viel Liebe geerntet, wie die Abschiedsfeier beweist, zu der sich am 28. Oktober 1913 mehr als zweihundert Personen in der Königsberger Stadthalle zusammenfanden. Außer der Generalität des I. und des XX. Armeekorps waren Offiziere aller Waffengattungen anwesend, besonders zahlreich auch Vertreter der 37. Division in Allenstein. An dem Festmahl beteiligten sich ferner die Spitzen der staatlichen und vieler städtischen Behörden der Provinz, Vertreter des Hochadels und des Grundbesitzes, der Geistlichkeit, Vertreter von Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie.

Bei der Festtafel feierte der Kommandeur der 1. Division, Generalleutnant von Gurekhi = Cornik, den scheidenden kommandierenden General. Seine Charakteristik des Generals von Klud als Soldaten und Vorgesetzten ist so meisterhaft, daß wir sie vollinhaltlich wiedergeben:

„Der Tag, an dem ein kommandierender General von seinem Armeekorps scheidet, bildet einen Abschnitt in der Geschichte des Armeekorps, der sich um so schärfer abhebt, je länger der Führer an der Spitze des Korps ge-

standen hat, der um so bedeutungsvoller ist, als mit dem scheidenden Führer ein Zeuge großer Zeit aus dem Armeekorps scheidet, der den großen Krieg aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

Meine Herren! Excellenz von Kluck hat sechs Jahre an der Spitze des Korps gestanden, eine Zeit, die vollaufgenügt, dem Armeekorps den Stempel der Persönlichkeit des eigenen Willens, der Kriegserfahrung, des Geistes seines Führers aufzudrücken. Ich darf mich als Untergebener nicht unterstehen, eine Kritik zu üben. Aber ein Wort darf ich wohl sagen, das alles in sich faßt, das ist das Wort: Vertrauen. Was Vertrauen zum Führer für die Haltung der Truppen im Ernstfall, für ihre Leistungsfähigkeit und Opferfreudigkeit bedeutet, das weiß wohl ein jeder, der hier an der Festtafel sitzt, auch wenn er dem Heerwesen fernsteht. Vertrauen gründet sich nicht nur auf das Können, sondern auch auf die Charaktereigenschaften. Als vor Jahresfrist die Frage, ob Friede oder Krieg, auf des Messers Schneide stand, da sah das Armeekorps mit Vertrauen auf seinen Führer; denn wir wußten, daß unser Armeekorps und sein Führer mit Ehren bestanden hätten oder untergegangen wären.

Eure Excellenz werden in dem Gedanken scheiden, das Vertrauen des ganzen Armeekorps in vollem Maße zu haben. Ich glaube mit Freude und Stolz sagen zu können, daß dieses Vertrauen ein gegenseitiges gewesen ist. Wir danken Eurer Excellenz für alles, was Sie für jeden einzelnen getan haben — in dieser Scheidestunde tiefgefühltesten Dank.

Neben der Aufrechterhaltung der altpreussischen Disziplin, einer unerbittlichen Forderung, kann es für uns nur eine Lösung geben, und zwar die Lösung der Kriegs-

bereitschaft — das Auge frei auf die Forderungen des Krieges gerichtet. Die Offiziere des Armeekorps, die mit wenigen Ausnahmen den Krieg nicht aus eigener Anschauung kennen, werden — wie ich hoffe — nie die immer wiederkehrenden Mahnungen Eurer Erzellenz vergessen, daß das Studium der Kriegsgeschichte in heutiger Zeit — auch für den jüngsten Leutnant — notwendiger und unentbehrlicher geworden ist, je weiter wir uns vom Kriege entfernen. Eure Erzellenz haben uns nicht nur Anregung gegeben, sondern sind uns immer ein leuchtendes Vorbild gewesen, auch im Ertragen jeglicher Strapazen und im Überwinden aller Hindernisse. Stillstand ist Rückschritt — das war die Richtlinie für jede Arbeit. Vorbildlich war Ihre Schaffensfreudigkeit für Mannschaften und Offiziere. Die ritterliche Art und Sachlichkeit, mit der Eure Erzellenz bei Besprechung der Übungen im Kreise der Offiziere diesen entgegentrat, mußte ihr den Stachel der Härte zu nehmen und damit die Liebe zum Beruf und die Dienstfreudigkeit zu erhalten. Der Idealismus ist uns in der langen Friedenszeit bewahrt geblieben. Wir wären als Soldaten gerne unter Eurer Erzellenz Führung gegen den Feind gezogen, um dem Ruhm des alten ostpreußischen, des Yorckschen Korps, neue Lorbeeren hinzuzufügen.

Wir wünschen Eurer Erzellenz in der neuen hohen Stelle, die wenigen nur beschieden ist, besten Erfolg. Die Offiziere, Sanitätsoffiziere und Beamten des Armeekorps bitten Eure Erzellenz, diesen ostpreußischen Elch\* als Erinnerung entgegennehmen zu wollen. Der An-

---

\* Diese Spende war insofern recht sinnig gewählt, als General von Kluck, der in der Umgebung von Königsberg ein eigenes Jagdgelände besaß, im Jahre 1908 einen Elch erlegt hatte.

blick des Elches möge Eure Exzellenz als vorbildlich an Kraft und Mannhaftigkeit des I. Armeekorps erinnern.

Unser scheidender kommandierender General, dem wir so viel verdanken, Generalinspekteur von Kluck — Hurra!“

Nach diesen Worten erhob sich dann Generalinspekteur von Kluck, um für alle an ihn gerichteten Worte zu danken. Er dankte für alle Liebe, Güte und Gastlichkeit, die ihm erwiesen sei, und rühmte die Naturschönheiten der Provinz Ostpreußen, sowie die besonderen Charaktereigenschaften ihrer Bewohner: ihre Treue und Liebe zur Heimat, ihre Gottesfurcht und Tapferkeit. Generalinspekteur von Kluck dankte dem Armeekorps für alles, was es geleistet, und gab seiner großen Befriedigung über seinen Aufenthalt in der Provinz Ausdruck. In humorvollen Worten erinnerte er sich auch der Führung der 37. Division, die früher zu seinem Armeekorps gehörte, bis sie ihm von einem „Räuber,“ einem „Junggesellen,“ abgenommen wurde. Redner schloß mit einem Lebewohl an alle: „Gott behüte Sie, ich werde Ihnen ein treues Andenken bewahren.“

Das Hoch, das General von Kluck ausbrachte, galt dem I. Armeekorps, der Provinz Ostpreußen und den ostpreußischen Frauen.

Als letzter Redner feierte General der Artillerie von Scholz, der „Räuber und Junggeselle,“ den scheidenden General als Vater seines neugebildeten XX. Armeekorps. Die Wünsche seines Kameraden vom XX. Armeekorps erwiderte Kluck mit einem Hoch auf die 37. Division.

Als der Generalinspekteur sein neues Amt übernahm, fand er in Berlin seinen alten Freundeskreis und den der „Rodensteiner“ wieder vor. Die Freude, die ihm

dieser Verkehr erschloß, steigerte sich für Kluck dadurch, daß er kraft seines hohen Amtes mit seinen Damen zu den zahlreichen Hoffestlichkeiten im Winter 1913/14 eingeladen wurde.

In seinem Dienstleben hatte Kluck damals nahezu die höchste Stufe erklommen: am 27. Januar 1914 beförderte ihn der Kaiser zum Generaloberst.

Im Juli 1914 besichtigte Kluck als Inspekteur das V. und VI. Armeekorps auf dem Truppenübungsplatz bei Neuhammer und frischte hier manche angenehme Erinnerung aus der Gleiwitzer und Posener Zeit auf. Bei den vielseitigen Übungen erkannte er eine ganze Reihe von Offizieren wieder, die ihm einst als Brigadeführer und kommandierendem General unterstellt waren. Hier sah er auch die Königsgranadiere, jene stolzen Siebener, wieder und belustigte sich gelegentlich mit ihren Offizieren in der Erinnerung an jene Winterübung 1907, bei der die Beteiligten „ihre Wintergarderobe in Ordnung bringen“ sollten . . .

Neuhammer — Schlesien — Sommerszeit — welcher Gedanke lag da näher, als die Besichtigungsreise mit einer Fahrt ins Riesengebirge zu verbinden! Friedliche Lage im Angesicht der waldumkränzten Berge bedeuteten einen Nachhall sorgloser, glücklicher Jahre. Sonderbar: eine leise Wehmut schlich sich diesmal in sein naturfrohes Herz. War's die Vorahnung eines finsternen Verhängnisses? Aber nicht Kluck allein, nein, die ganze Welt atmete bekümmert wie unter dem Druck bedrückender Gewitterschwüle.

Die Kugel des Mörders von Serajewo hatte die Furie des Weltkrieges entfesselt.

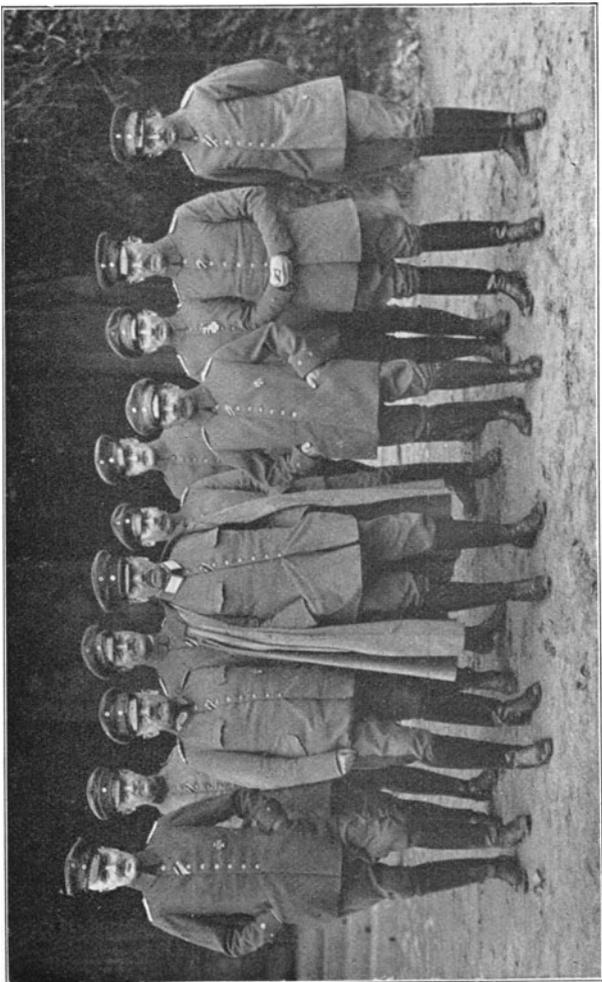
Bierzehntes Kapitel

Klud

als Oberbefehlshaber der Ersten Armee

Eine erschöpfende Darstellung der gewaltigen Vorgänge in Belgien und Nordfrankreich, die den größten aller Kriege im August und September 1914 einleiteten, wird erst nach Jahren möglich sein, wenn wissenschaftlich geschulte Offiziere einwandfreie Akten und andere zuverlässige Unterlagen kritisch beleuchtet und das Ergebnis ihrer Studien im Generalstabswerk zusammengefaßt haben. Bis dahin bleiben alle Versuche, die Geschichte des Weltkrieges zu schreiben, eitel Stüdwerk. Dessenungeachtet müssen wir den unvergleichlichen Siegeszug der dem Generalobersten von Klud unterstellten I. Armee in Umrissen wiedergeben, um die Bedeutung ihres Führers in das rechte Licht zu rücken.

Als Klud im Auto nach Berlin eilte, mußte er ein ergötzliches Abenteuer bestehen: er wurde für einen Spion gehalten!! In der Gegend von Naumburg wollte man Automobile gesehen haben, die fabelhafte Mengen Goldes nach Rußland bringen sollten; was die Kraftwagen nicht fortschaffen könnten, das trügen als Maurer verkleidete Radfahrer in der Tasche bei sich. Da die Gemüter fieberhaft erhitzt waren, so schenkte man jedem noch so wenig verbürgten Gerücht Glauben. Auf der erwähnten Fahrt wurde Klud mehr als dreißigmal angehalten, eine Belästigung, durch welche drei kostbare Stunden verloren gingen. Selbst in der Reichshauptstadt wäre der General gegen die Zudringlichkeit der erregten Volksmenge machtlos gewesen, wenn ihn



**Engerer Stab des Armeoberkommandos I. in Folembraj,  
Herbst 1914**

nicht ein Offizier und ein früherer Unteroffizier seines ehemaligen Regiments „rekonosziert“ hätten!

Während die in der I. Armee zusammengefaßten Armeekorps (das II., III., IV. und IX.; III. und IV. Res.) mit einer an die Lage höchstgespannten Nationalgeföhls gemahnenden Begeisterung über Magdeburg, Düsseldorf, Eschweiler bzw. über Braunschweig, Hameln, Jülich nach Aachen befördert wurden, sammelten sich in Stettin die zum Stabe der I. Armee kommandierten Offiziere um ihren Führer. Es waren vornehmlich General von Kuhl als Chef des Generalstabes, Oberst von Bergmann als Oberquartiermeister, der General der Pioniere, Generalleutnant Telle, Oberst von Behrendt in der Stellung als General der schweren Artillerie. Am 8. August traten die Herren ihre Fahrt nach dem Westen an. In Grevenbroich schlug das Oberkommando seinen Sitz auf; der Generaloberst fand bei Frau Kommerzienrat Langen lebenswürdige Aufnahme. Es war 11 Uhr abends, als die Herren nach mehr als fünfzigstündiger Fahrt dem Zuge entstiegen. Aber ehe sie ihre Quartiere auffuchen konnten, schlossen sich ihnen noch mehrere Offiziere an, die gleichfalls dem Armeeeoberkommando I zugeteilt waren. Auch ein junger Funkerleutnant trat an den Kommandierenden heran:

„Melde gehorsamst: Leutnant von Kludt, Führer der schweren Funkerstation U.=D.=K. I.“

Der junge Offizier hatte unabsichtlich mit der salutierenden Hand sein schmales Antlitz beschattet, so daß ihn der Heerführer bei dem trüben Lampenschein nicht erkannte; und da der Leutnant leise sprach, so herrschte ihn der Generaloberst an:

„Wie heißen Sie?“

„Leutnant von Klud.“

Wer beschreibt die Freude des Vaters über dieses un-  
verhoffte Wiedersehen mit dem Sohne, der seinerseits  
keine Kenntnis davon hatte, daß der allgewaltige Heer-  
führer, den er hier auf dem Bahnhofe erwartete, sein  
Vater war!! Aber auch seine Schwester Hildegard, die  
im Transportzuge des gesamten Armee-Oberkomman-  
dos I die Fahrt mitmachte, um sich in einem Feldblaza-  
rett als ausgebildete Markosenschwester zu betätigen,  
war dem Zuge entstiegen.

Am 12. August verließ das Oberkommando das gast-  
liche Grevembroich. Aachen war das nächste Ziel. Der  
Generaloberst von Klud nahm hier beim Präsidenten  
von Sandt Wohnung. In drei Heereskolonnen durch-  
zogen die Truppen die alte Krönungsstadt, während ihr  
Oberkommandierender jeden Augenblick an einer anderen  
Stelle die marschierenden Armeekorps einer letzten Be-  
sichtigung vor ihrem Einmarsch in Feindesland unterzog.

In seiner denkwürdigen Reichstagsrede vom 4. August  
1914 hatte der Reichskanzler von Bethmann Hollweg  
den deutschen Einmarsch in Belgien mit der Notwendig-  
keit begründet, daß wir den Franzosen zuvor kommen  
mußten, weil uns bekannt war, daß diese durch Belgien  
einen Einfall in unsere schöne Rheinprovinz beab-  
sichtigten. Wie es sich herausgestellt hat, waren aber  
vor dem Kriege nicht nur französische, sondern auch eng-  
lische Offiziere in Belgien tätig gewesen, um Vorbe-  
reitungen für die militärische Aktion der englischen  
Truppen im Falle einer englischen Landung zu treffen,  
topographische Aufnahmen des Landes zu machen,  
Fliegerkriegskarten zu zeichnen, mit den Ortsbehörden  
in Beziehung zu treten u. a. Französischen und eng-

lischen Truppen hätte die wallonische Bevölkerung vielleicht einen begeisterten Empfang bereitet — auf unsere deutschen Heere schoß sie meuchlings aus dem Hinterhalt, ein Frevel, den sie mit der Niederbrennung blühender Dörfer und Stadtteile büßen mußte.

Oft genug hat der Generaloberst in Gefahr geschwebt, wenn er die brennenden Dörfer in seinem Dienstauto durchfuhr, dessen Benzinvorrat infolge der Gluthitze zu explodieren drohte. Bei Solesnes ist der Feldherr sogar in die ausgeschwärzte Infanterie hineingeraten! Aber überall bewahrte er seine Kaltblütigkeit. Die Gefahren, denen seine Armee ausgesetzt war, teilte er gern und freudig. Wenn sich dieser Heerführer seinen Truppen zeigte, dann bligte in aller Augen freudiger Stolz und unbedingtes Vertrauen. In seinem Roman „Die schwere Not“ läßt Richard Skowronnek einen russischen Rittmeister unsern Kludt, den dieser einst in Ortelzburg gelegentlich einer Besichtigung gesehen hatte, folgendermaßen charakterisieren: „Wie eine lebendig gewordene Prüfungsmaschine saß der Mann da, in einer Atmosphäre von nüchterner Sachlichkeit; mit einem kalten Schein in den Augen, als wäre er imstande, den eigenen Sohn zu kassieren, wenn er den strengen Anforderungen des königlichen Dienstes nicht genügte.“ Diese treffende Kennzeichnung hat sich im ersten Kriegsjahre 1914/15 häufig genug bewahrheitet. Aber wie im Frieden, so zeigte sich Kludt auch im Feldzuge gütig und herablassend. Hiervon ein Beispiel.

Als sich das Armeesoberkommando in Stehfort befand, marschierten einmal Artillerie- und Infanteriekolonnen, die in das Gefechtsfeld vorrückten, an dem Armeeführer vorüber.

„Daß ihr mir ordentlich schießt!“ ermahnte Kluck die Leute der Infanterie und Artillerie. In diesem Augenblick gewahrte er die Gefechtszange eines Feldtelegraphisten, der 1904 den Feldzug gegen die aufständischen Hereros mitgemacht hatte. Kluck winkte ihn heran und fragte ihn nach seiner Dienstzeit in Südwestafrika, teilte sein Frühstücksbrot mit dem jungen Kameraden und ließ dessen Feldflasche mit Weißwein füllen.

Doch wir greifen den Ereignissen vor. Wir müssen vorerst die Gruppierung der deutschen Streitkräfte im August 1914 und den verblüffend schnellen Vormarsch der I. Armee unter Kluck skizzieren.

Im Osten dämmten zwei Armeen die hereinbrechende Russenflut ein; im Westen dagegen ergossen sich sieben Armeen „gleich einem gewaltigen Strom“ über Belgien und Nordfrankreich. Kluck stand mit seiner Armee auf dem rechten Flügel. Da die Franzosen ihre Südostgrenze durch die starken Festungen Belfort, Epinal, Toul und Verdun gesichert hatten — die durch Sperrforts miteinander verbunden sind —, so war ein Durchbruch durch diese eiserne Kette nicht leicht. Unsere Oberste Heeresleitung beschränkte sich daher auf der Linie zwischen der schweizerischen Grenze und dem Vogesengipfel Donon im wesentlichen auf die Defensive, deren Durchführung der VII. Armee unter dem Generaloberst von Heeringen zufiel. Zwischen dem Donon und Verdun stand die VI. Armee unter dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern — gleichfalls in Defensivstellung.

Die deutsche Hauptmacht nahm nördlich von Verdun eine kräftige Offensive auf, indem sie durch Luxemburg und Belgien in Frankreich einfiel. Hierbei fiel der I. Armee die schwierigste Aufgabe zu: sie mußte einen

ungeheuren Bogen machen, um möglichst bis ans Meer heranzudringen. Sie sollte den Feind über die Maas, Wisne und Marne zurückwerfen, umfassen und die französische Schlachtlinie aufrollen. Gleichzeitig sollte eine Heeresgruppe Calais zu erreichen suchen, die Küste besetzen und die Landung englischer Truppen verhindern. Daß dieser geniale Plan infolge des Treubruchs der Italiener sich nicht verwirklichte, ist der Hauptgrund für die beispiellos lange Dauer des blutigsten aller Kriege.

Generaloberst von Klud hatte östlich von Lüttich die belgische Grenze überschritten und war nördlich von Lüttich über die Maas marschiert. Nunmehr entwickelte sich die I. Armee in ihrer ganzen Tiefe. Ihr rechter Flügel marschierte über Hasselt, Diest und Löwen nach Brüssel. Voran sprengte die Kavallerie unter General v. d. Marwitz. Man hatte ihr die Aufgabe zugeteilt, den Feind über die deutschen Absichten, namentlich über die Stoßrichtung, zu täuschen. Am 20. August kam Klud in Brüssel an. Er verließ aber die belgische Hauptstadt noch am selben Tage, um in Eilmärschen südwestlich vorzudringen, ohne zunächst auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, denn Frankreich war nicht imstande gewesen, bei Namur sowie hinter der Maas und Sambre das belgische Heer um die am 2. August versprochenen fünf Armeekorps zu verstärken: Namur z. B. wurde nur von einer belgischen Division und ein paar französischen Bataillonen verteidigt!

Siegesfreudig drang Klud weiter nach Südwesten vor — da erteilte ihm die Oberste Heeresleitung den Befehl, General von Beseler Verstärkungstruppen zur Belagerung von Antwerpen abzugeben; es waren dies das III. und das IX. Reservekorps. Außerdem wurde bis

zur Schlacht am Durcq eine Brigade des IV. Reservekorps als Besatzung von Brüssel verwendet. Von der II. Armee entnahm die Oberste Heeresleitung das XI. Armeekorps, das Garde-Reservekorps und eine sächsische Kavallerie-Division zur Verstärkung der Ostfront. Man muß sich diese Verringerung der I. wie auch der II. Armee vor Augen halten, wenn man unserm Kluck den Vorwurf machen will, er habe seinen Vormarsch auf Paris „ohne Reserven“ unternommen!

Nachdem der linke Flügel der I. Armee, an den sich die II. Armee unter Generaloberst von Bülow anlehnte, am 19. August die feindliche Linie zwischen Tirlemont und Wavre durchbrochen hatte, wehrte Kluck die erste französische Offensive unter Joffre in den Tagen vom 22. bis 24. August ab. Der linke Flügel des englisch-französischen Heeres erstreckte sich über Charleroi nach Mons. Das III. Armeekorps der Armee Kluck nahm Mons und Femappes, während Teile des IV. Armeekorps, nämlich die 8. Division bei Baisieux und Angre und die 7. Division bei Sommeroeul und Clouges, den linken Flügel der Engländer von vorn und in der Flanke angriffen und ihn auf die Sambre zurückwarfen. Klucks II. Armeekorps suchte in der Richtung auf Condé und Valenciennes der englischen Armee den Rückzug abzuschneiden. In wilder Hast flohen die Engländer (unter French) nach Süden, auf Maubeuge. Hier brachte Kluck den Engländern die erste Niederlage bei. „Wiederholt kam die I. Armee zum Einhauen und brach sogar in die Artilleriestellung der Nachhut, die sich wie in alter Zeit des kühnen Gegners mit Speiß und Stange erwehren mußte“ (Stegemann, S. 141). Trotz der Ermüdung seiner Truppen griff French die I. und

Teile der II. Armee am 25. August bei Landrecies an der Sambre an — Klud nahm dessen linken Flügel bei Cambrai-Le Cateau scharf aufs Korn; mehr noch: er war hinter den fliehenden Engländern so flink hergejagt, daß er mit ihnen fast gleichzeitig die genannte Linie erreichte. French war am Ende seiner Kraft. Um einer völligen Vernichtung zu entgehen, brach er die Schlacht vorzeitig ab.

Der französische Generalissimus Toffre sah infolge der Umfassung des linken englischen Flügels die Flanke des gesamten englisch-französischen Heeres arg gefährdet. Einer Umfassung seiner eigenen Truppenmassen mußte er entschieden vorbeugen. Er ordnete daher mittels Tagesbefehls vom 25. August die Aufstellung einer neuen Armee, der VI., an, die unter dem General Maunoury ihrerseits zu einer energischen Offensive schreiten sollte; als Angriffsrichtung war ihr die Gegend Arras=Bapaume zugewiesen. Raam war die Hauptmasse der neuen Armee — das VII. Korps — aufgestellt, als Maunoury sogleich zum Angriff schritt: der rechten Flanke der Armee Klud hatte er den durchbrechenden Stoß zugebracht. Klud wehrte nicht nur den Angriff mit seinem II. und IV. Korps bei Combles ohne erhebliche Verluste ab — nein, er brachte auch den Franzosen eine empfindliche Niederlage bei und warf sie in der Richtung auf Senlis. Nachdem auch Bülow die Franzosen (bei Guise=St. Quentin) vollständig geschlagen hatte, war die englisch-französische Kampffront abermals durchlöchert und somit auch die zweite feindliche Offensive gescheitert. Toffre gab nunmehr den Befehl zu einem allgemeinen Rückzug bis zur Marne, gleichzeitig aber zur Aufstellung einer neuen Armee (IX.) unter dem General Foch.

Unaufhaltsam wälzten sich Klucks sieggewohnte Heeresmassen in südlicher Richtung. Es schien, als sollte die Eroberung von Paris diesem beispiellosen Siegeslauf die Krone aufsetzen. In der Tat, bereits am 30. August wurden deutsche Flugzeuge über der Hauptstadt gesichtet, die infolge übereilter Abreise von zwei Dritteln ihrer Bevölkerung nach den südlichen Provinzen den Charakter einer Provinzialstadt annahm.

Am 1. September traf Kluck mit seinem Generalstabe in Compiègne ein. Trotz des Ernstes der Zeit, die jeden Augenblick seine Nerven aufs Höchste anspannte, fand Kluck noch Zeit und Stimmung, sich das Schloß mit seinen Kunstschätzen anzusehen. Der Konservator des Schlosses, Mouren, schildert im „Temps“ die elegante und zwanglose Haltung, die hochgewachsene, straffe Gestalt, die Schlichtheit, kurz das gar nicht Barbarische dieses Heerführers, der sich höflich mit einer Entschuldigung, daß er so früh störe, einführt und sich dann nach dem Alter, dem Erbauer und den Sehenswürdigkeiten des Schlosses erkundigt.

Indessen, der Augenblick gebot Eile. Paris schien ein allzu lockendes Ziel; darum war jede Minute kostbar. Am 3. September streifte Klucks Kavallerie bereits Damartin (30 km nordöstlich von Paris): die Scheinwerfer der Hauptstadt leuchteten bereits die Hünengestalten der preußischen Wanen ab!

Zur größten Überraschung der ganzen Welt, die in dem Fall von Paris nur eine Frage von Tagen, vielleicht nur von Stunden, zu erblicken wähnte, vollführte Klucks Armee südlich von Crépy eine Schwenkung nach Südosten, umging die französischen Stellungen östlich der Hauptstadt und marschierte über Nanteuil-Lizy in der Richtung auf den Durcq und La Ferté-sous-Jouarre.

Warum tat er dies? Warum setzte er dem glänzenden Vormarsch auf Paris ein vorzeitiges Ziel? Weil seine Flieger die Aufstellung eines riesenhaften Heeres im Bereiche des Pariser Festungsgürtels und die Bereitschaft einer englischen Armee südöstlich von Paris gemeldet hatten. Franzosen und Engländer hatten hier unzweifelhaft die Absicht, die strategische Flanke des deutschen Heeres zu durchbrechen — und diese Absicht mußte vereitelt werden.

Klud hatte den deutschen Truppen vielleicht auch eine möglicherweise langwierige Belagerung der Hauptstadt ersparen und dem Feinde im Bewegungskriege eine entscheidende Schlacht aufnötigen wollen.

Als Joffre diese Absicht merkte, ergriff er abermals die Offensive. Es gehörte viel Mut dazu, den Angriff zu wagen, denn die Franzosen waren so geschwächt, daß beispielsweise die VI. Armee (Maunoury) statt, wie meistens,  $3\frac{1}{2}$  Korps nur noch 2 Korps zählte; sie wurde allerdings im Laufe der nächsten Tage auf die doppelte Stärke gebracht. Gerade diese VI. Armee sollte gegen Kluds Truppenmassen eingesetzt werden. Gallieni, der Gouverneur von Paris, erteilte ihr mit Joffres Billigung Befehl, bis zum Abend des 5. September mit ihren sämtlichen verfügbaren Kräften nordöstlich von Meaux den Durcq zwischen Lizy (unweit der Mündung der Marne) und May-en-Multien in der Richtung auf Château-Thierry zu überschreiten. Ein Kavalleriekorps sollte die Offensivbewegung der VI. Armee auf dem äußersten linken Flügel gegen Norden decken. Ihr fiel die Aufgabe zu, Klud im Rücken anzugreifen.

Die englische Armee unter French sollte nach Osten einschwenken und in der Richtung auf Montmirail an-

greifen. Ihr Stoß war der Flanke unserer I. Armee zugebracht.

Die V. französische Armee unter General Franchet d'Espèrey sollte in der Richtung Courtacon-Esternay-Sézanne marschieren und von ihrem linken Flügel aus Kluck's Armee in der Front angreifen, während Espèreys rechter Flügel im Verein mit dem linken Flügel der Armee Foch unsere II. Armee unter Bülow aufs Korn nehmen sollte.

Foch's rechter Flügel sollte die III. deutsche Armee (Generaloberst von Hausen) am Eingreifen hindern.

Kluck schwebte in der größten Gefahr. Fünf französische, sechs englische Divisionen drohten ihn zu umflügeln und nach Osten in das Marnebecken zu drängen — und er konnte im ersten Treffen zunächst kaum zwei Korps entwickeln!

„Generaloberst von Kluck wählte den Hieb als Deckung“ (Stegemann). Zunächst verlängerte er seinen rechten Flügel, indem er das II. Armeekorps — die braven Pommern unter General von Linsingen — in der Gegend von Crécy gegen das Korps Bauthier vorschickte, das IV. Armeekorps von der englischen, Teile des III. von der französischen Front wegnahm.

Ein Angriff Maunourys gegen Kluck's IV. Reservekorps bildet den Auftakt zu der sich nunmehr entspinrenden Schlacht an der Marne (5.—9. September 1914). Es ist eine dreifache Übermacht, gegen die sich das Reservekorps wehren mußte; Schritt für Schritt mußte es auf den Durcq zurückweichen, von dessen hügeligen Ufern seine schwere Artillerie funkte. Eine ganze Division (die 62. Reservedivision) hatte Gallieni in der Nacht der Armee Maunoury zu Hilfe gesandt — ihr Kern — das

7. Armeekorps — war bereits arg zermürbt — da trat das II. deutsche Armeekorps ins Gefecht, und die Schlacht am Durcq wandelte sich unter Klud's Leitung in einen Sieg! Die Umfassung war vereitelt, noch mehr: statt zu umfassen, wurde die VI. Armee Maunourys von Osten und Norden selber mit Umflügelung bedroht! Dennoch wich Maunoury nicht — hatte es ihm doch der Generalissimus Joffre zur Pflicht gemacht, unter keinen Umständen auch nur einen Fußbreit nachzugeben: die Schlacht sei auf der ganzen Linie entbrannt, Schwäche könne nicht geduldet werden; der Umfassungsversuch müsse auf alle Fälle erneuert werden. In seiner Bedrängnis bat Maunoury den Kommandanten von Paris nochmals um Hilfstruppen. Dieser brachte eine ganze Reservedivision zusammen und schickte sie in der Nacht vom 8. zum 9. September in Kraftdroschken und Autobussen an die Front.

Am Morgen des 9. September setzte Klud die geplante Umfassung fort. Sechzig Geschütze hatte er tags zuvor erbeutet, 4000 Gefangene hatte er eingebracht. Heut galt es, die Armee Maunoury umflammernd zu erdrücken. Der endgültige Sieg konnte ihm um so weniger fehlen, als er von Nordwesten her die von Brüssel herangeführte Brigade des IV. Reservekorps und vier Etappenbataillone zur Verstärkung erhielt. Das III. Armeekorps war zur Verstärkung der Mitte der Durcqschlacht herbeigeeilt, das IX. Armeekorps in gewaltigem Marsch vom äußersten linken Flügel der I. Armee auf deren rechten geleitet worden. Die Entscheidung schien nahe bevorstehend.

In der Tat: auch am 9. September — in den Morgenstunden wenigstens — war Klud das Glück hold: Maunourys Bedrängnis hatte ihren Gipfel erreicht, seine

Armee war nahezu aufgerieben. Aber immer neue Scharen frischer Truppen kamen auf allen möglichen Fuhrwerken herbeigeeilt, um die drohende — nahezu vollzogene — Umfassung noch im letzten Augenblick zu verhindern. Diese französischen Hilfstruppen hatten ursprünglich an der französisch-italienischen Grenze gestanden und waren infolge der Treulosigkeit unseres einstigen Dreibundsgenossen frei geworden.

Schon wollte Kluck zu neuem Schlage ausholen, um, wie den Franzosen unter Maunoury, so den Engländern unter French zu Leibe zu gehen, da erteilte ihm — angesichts der Gesamtlage — die Oberste Heeresleitung den Befehl zum Abbruch der so verheißungsvoll begonnenen Marneschlacht und zum Abzug auf die Aisne!

Ob es dem Generalobersten von Kluck gelungen wäre, trotz der feindlichen — erdrückenden — Übermacht die Umflügelung zu vollenden und auch dem Engländer das verdiente Cannä zu bereiten —? Vielleicht. Aber seine Aufgabe war riesengroß: er mußte sich nicht nur der Armeen Maunoury und French erwehren — er mußte zugleich den Versuch starker französischer Kräfte, sich zwischen seine I. Armee und die II. Armee Bülow einzuschieben, mit allen Kräften vereiteln. Zu einer Entscheidungsschlacht großen Stils reichten seine Kräfte leider nicht aus: zwei Armeekorps fehlten ihm. Nachschubtruppen waren nicht vorhanden. Die Divisionen, aus denen eine neue, die rechte Flanke und den Rücken der I. Armee sichernde Heeresabteilung ursprünglich gebildet wurde, waren, wie gesagt, an Hindenburg und Bessler abgegeben worden.

Die Oberste Heeresleitung hat die Loslösung der I. Armee vom Feinde angeordnet, weil sie deren rechten

Flügel als schwer bedroht und die Abdrängung der Armee Klud von der Masse des Heeres als unmittelbar bevorstehend ansah. Das eine ist sicher: in Kluds Willen hat diese Rückzugsbewegung nicht gelegen, schon deshalb nicht, weil eine Zurücknahme seiner I. Armee gleichzeitig Bülows II. Armee ihres rechten Flankenschutzes beraubte. Wie mag ihm das Herz geblutet haben, als er den Befehl zum Rückzug — den notgedrungen nunmehr auch die II. Armee antreten mußte — an die ihm untergeordneten Stellen weitergab!

Der deutschen Obersten Heeresleitung, welche gleich beim Beginn der Schlacht am Durcq mit der Möglichkeit einer Rückwärtsbewegung gerechnet hatte, kam es darauf an, daß die beiden Armeen Klud und Bülow aus ihrer bedrohten Lage nicht zerrüttet oder versprengt, sondern intakt und schlagfertig hervorgehen sollten. Wie wenig geschwächt Kluds Armee war, beweist die Tatsache, daß ihre Nachhut den nunmehr vereinigten französischen und englischen Streitkräften ein so erbittertes Gefecht lieferten, „daß French sogar noch den General Franchet d'Espèrey um Unterstützung ersuchte und die Marne nicht zu überschreiten wagte, bis kein Feind mehr zu sehen war.“ Auch als Klud in seine neue Verteidigungsstellung an der Wisne einrückte, folgte ihm der Feind nur mit Vorsicht, ja zaghaft (Stegemann).

Bei dieser ganzen Rückzugsbewegung hat Klud kein einziges brauchbares Geschütz, keinen Munitionswagen, kein Pferd verloren. Ein paar Feldlazarette mit Transportunfähigen, bei denen das treue Pflegerpersonal ausharrte, fielen dem Feinde in die Hände.

Nach den unerhörten Anstrengungen unserer braven I. Armee, die fünf Wochen lang täglich bis zu 50 km

marschiert war, stellt dieser Rückzug ohne nennenswerte Verluste, ohne Umflammerung, in vollkommener Ordnung und bei ungeminderter Kampffähigkeit der Truppen nicht nur eine gewaltige Leistung, sondern geradezu ein Meisterstück der Kriegskunst dar. Zwei Armeen mit insgesamt einer halben Million Mann hat Generaloberst von Kluck vor der feindlichen Umzingelung bewahrt!! Noch mehr: dadurch, daß er bei dem feindlichen Flankenangriff seine Front nicht verkürzte, sondern erst angriffs-, dann verteidigungsweise verlängerte, ermöglichte er nach dem Falle Antwerpens die Ausdehnung der deutschen Schlachtlinie bis an die Nordsee.

Diese Ruhmestaten dürfen dem Generalobersten von Kluck nie vergessen werden!

Etwas energischer als die Engländer setzten die Franzosen der I. Armee in der Richtung auf Compiègne und Soissons nach. Als die V. französische Armee die Aisne, ein anderer Heeresteil Soissons erreicht hatte, warf Kluck den Feind bis auf das südlichste Stück der Hochebene von Craonne zurück. „Ein von den Franzosen versuchter Durchbruch wurde siegreich zurückgeschlagen,“ bestätigte der Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung unterm 14. September.

Am 16. September versuchte ein französisches Armeekorps mit Unterstützung frischer englischer Truppen von Amiens her die rechte Flanke der Armee Kluck bei Royon einzudrücken, um die Front aufzurollen und die Verbindung mit Belgien unmöglich zu machen. Mit welchem Erfolge? Das sagt der Bericht aus dem Großen Hauptquartier vom 17. September: „Ein mit großer Bravour unternommener französischer Durchbruchversuch auf

dem äußersten rechten deutschen Flügel brach ohne besondere Anstrengung unserer Truppen schließlich in sich selbst zusammen.“

Übermals holten die Franzosen zum Schlage aus, aber sie wurden bei Bapaume oder Albert an der oberen Somme „von schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen,“ wie der amtliche Bericht meldete. Inzwischen hatte der französische Generalissimus Joffre persönlich eingegriffen. Südlich der Marne in der Richtung auf Epernay und Châlons ging er mit einer so gewaltigen Übermacht vor, daß die deutschen Truppen das südliche Marneufer räumen, Châlons, Epernay und Reims aufgeben und sich fortan auf die Festhaltung der Höhen der nördlichen Champagne und der Gegend von Arras, von Lille und von Flandern östlich der Yser beschränken mußten.

Wenn auch Präsident Poincaré dem französischen Oberbefehlshaber seinen Glückwunsch entbot und mit dem Zaren Nikolaus und dem Könige Georg Telegramme austauschte, so schienen dennoch die Franzosen an ihrem „Siege,“ zu welchem sie die deutschen Rückzugsbewegungen stempelten, keine rechte Freude empfunden zu haben; wenigstens meldeten die französischen Generalstabsberichte nie etwas von „Sieg“ oder „Rückzug,“ sie sprachen immer nur von einer „Rückzugsbewegung.“ Ebenso konnte feindlicherseits „die Gesamtzahl der Gefangenen und des erbeuteten Materials nicht genau angegeben werden“. Wie ein neutraler Geschichtschreiber\* vermutet, war „die Zahl der Gefangenen und der erbeuteten Geschütze so gering, daß man sie der Öffentlichkeit lieber nicht bekanntgab“!

---

\* Der Verfasser des anonym erschienenen Büchleins „Die Marneschlacht.“ Berlin, Mittler.

In der Phantasie der Franzosen und ihrer Verbündeten malte sich Kluck's Rückzugsbewegung als eine kopflose Flucht, und bald wurde aus London, bald aus Paris, bald aus Petersburg in die Welt hinaus gemeldet, daß die Flanke der I. Armee umfaßt und Kluck endgültig abgeschnitten sei. Die amerikanische Zeitung "Evening Sun" brachte über diese Falschmeldungen ein hübsches Gedicht, das die Bewunderung der englischsprechenden damaligen Neutralen für unsern Generaloberst widerspiegelt. Der Kaiser hat es dem General zustellen lassen. Es lautet in deutscher Übersetzung:

Des Herrn von Kluck rechter Flügel.

So knapp drei Wochen ist es her,  
Da kam von London uns die Mär:  
„Paßt auf, schon morgen sollt ihr sehn,  
Wie wir dem Kluck den Flügel drehn.“  
Doch nichts von dem — zu keinem Kluck  
Bequemte sich mein Herr von Kluck.

Dann meldet aus Paris der Draht:  
„Zwei neue Korps stehn schon parat,  
Die rücken vor und schneiden — schwapp!  
Dem Kluck den rechten Flügel ab.“  
Doch wieder fehlt's an Witz und Mut;  
So einfach greift man nicht den Kluck.

Die Woche drauf, da kündet stramm  
Aus Petersburg ein Kabelgramm:  
„Der Kluck ist aller Hilfe bloß,  
Ist abgeschnitten hoffnungslos.“  
Doch sieh, wer steht da blank und schmutz  
Mit beiden Flügeln noch? — Der Kluck!

So geht es weiter toll und wild  
In Zeitung, Extrablatt und Bild:  
„Kluds rechter Flügel ist zertrübt,  
Kluds ganzes Heer ringsum gepackt,  
Klud selbst kaputt, marod, kaduk!“  
Wer lacht da? — Sackerment, der Klud!

Der stimmt für Kaiser, Hauptquartier,  
Für Eisenkreuz und Reichspanier,  
Und der für Toffre, Sir John French,  
Im Schützengraben Mensch für Mensch —  
Ich weihe dem den tiefsten Schluß,  
Den keiner fängt — dem Herrn von Klud.

Zum Schluß noch eine Stimme aus dem feindlichen  
Auslande.

Das „Giornale d'Italia“ sagt in seiner Nummer vom  
8. Oktober 1914:

„Ganz gewiß ist der Generaloberst von Klud der  
wahre Held dieses Krieges, weil ihm die schwerste Auf-  
gabe anvertraut ward und er es verstanden hat, sie mit  
einer Geschicklichkeit und einer Genialität zu lösen, die  
auch die Feinde anerkennen.“

Und in Deutschland? Bei uns erlangte unser General-  
oberst in jenen Tagen eine Volkstümlichkeit, die an die-  
jenige Hindenburgs heranreicht. Vielfach wurde auf  
Alexander von Klud das Wort des Grafen Strachwitz  
gemünzt:

Immer webt mit Trug und List  
Eure Schlingen ineinander:  
Wenn der gord'sche Knoten fertig ist,  
Schickt Gott den Alexander.

## Fünfzehntes Kapitel

### An der Aisne

In seinem Werke „Das Volk in Waffen“ hat Generalfeldmarschall von der Golz vor fast zwei Jahrzehnten vorausgesagt, der unvermeidliche Weltkrieg der Zukunft werde nicht in offener Feldschlacht ausgefochten, sondern den einen der Gegner in langwierigem Stellungskampfe erschöpfen. Der russisch-japanische Krieg hat diese Voraussage bestätigt; auch dem türkisch-bulgarischen Kriege hat der Schützengraben an der Tschataldschalinie stellenweise das Gepräge eines Stellungskampfes verliehen. Wie schmal waren die Fronten dieser beiden Feldzüge gegenüber dem achtzig Meilen langen „Wall von Eisen und Feuer,“ der sich seit Oktober 1914 von der Nordsee bis zu den Vogesen durch die Schützengräben hinzog!

Der I. Armee fiel in dem Stellungskriege die Aufgabe zu, die Linie an der Aisne zu halten. Von seinem Hauptquartier in Folembray, unweit Laon, aus leitete Kluck die Verteidigung, und zwar mit demselben Eifer und dem nämlichen Scharfblick, mit dem er seine Truppen im August und September von Erfolg zu Erfolg geführt hatte. Ein französischer Graf, de Brigode, hatte dem Oberkommando sein Schloß zur Verfügung stellen müssen, und hier verlebte Kluck, freilich umtönt von Kanonendonner, einige verhältnismäßig ruhige Wochen.

Das Schloß Folembray lag in einen weiten Park eingebettet, der unseren General an sein gartenumkränztes Wilmersdorfer Heim erinnerte. Ebenso bot dort wie hier das mit kostbaren Jagdtrophäen geschmückte Emp-

fangszimmer dem Gaste einen traulichen Willkommen-  
gruß. Aber weit häufiger als in der wohligen Heimats-  
villa läutete hier die Klingel des Fernsprechers, der die  
Dienstbefehle des Armeeeoberkommandos bis in die  
vordersten Schützengräben trug. In seiner unermüdblichen  
Pflichttreue ließ es sich der Generaloberst jedoch nicht  
nehmen, selber in die Reservestellungen, Batterien und  
Schützengräben herniederzusteigen, sich persönlich vom  
guten Mut und der steten Gefechtsbereitschaft seiner  
Armee zu überzeugen und sie durch sein Beispiel wie  
durch seinen freundlichen Zuruf zu befeuern.

Damit die Führer kleinerer Truppenverbände aus-  
reichend körperliche, seelische und geistige Beschäftigung  
bekämen, forderte Kluck sie zu tatkräftiger Mitarbeit am  
Ausbau des gewaltigen Verteidigungswerkes auf.

Viel Zeit zu allerlei theoretischen Erwägungen blieb  
den Truppen freilich nicht, denn die Franzosen lagen  
ihnen stellenweise kaum dreißig Meter entfernt gegenüber.  
Unterstützungstruppen hausten in Unterständen, die gegen  
Infanterie- und Schrapnellfeuer durch starke Balken,  
Sandsäcke und Erdschichten „bombensicher“ geschützt waren.  
Auch dorthin konnte jeden Augenblick das Kommando „An  
die Gewehre!“ die Mannschaften in die vordersten  
Schützengräben, in die Feuerlinie rufen. Sehr häufig ließ  
die schwere Artillerie ein sogenanntes Wellenschießen er-  
dröhnen, d. h. sie schoss beispielsweise von  $10^{10}$  bis  $10^{40}$ ,  
dann wieder von  $12^{15}$  bis  $12^{50}$  in die französische Stellung  
hinein. „Während dieser Feuerwellen muß die zum An-  
griff angeordnete Infanterie in den Schützengräben volle  
Deckung nehmen, weil die Sprengstücke unserer Mienen-  
werfer 800 Meter weit fliegen und so die eigene In-  
fanterie gefährden können. Wenn des öfteren die Fran-

zosen durch das Artilleriefener belästigt wurden, schossen sie wiederholt planlos und auf unsere Scheinstellungen. Es galt demnach, unausgesetzt wachsam zu sein; denn das Gelände an der Aisne ist hügelig und wird demgemäß auch von den Franzosen — und zwar mit großem Geschick — ausgenutzt.“

Vor der Stadt Bailly beispielsweise erhebt sich ein steiler Berg. Den haben die Franzosen stark befestigt und durch etagenförmig angelegte Schützengraben mit vorgebauten Drahthindernissen gesichert. Auf diese Höhe unternahmen Brandenburger des ruhmvollen, ausgezeichneten III. Armeekorps am 30. Oktober einen Infanterieangriff, zu welchem Hauptmann von Alvensleben von dem 600 Meter vom ersten feindlichen Schützengraben entfernt liegenden Schloß Baurelles vorzugehen gedachte. „Er führte deshalb,“ schreibt ein beteiligter Offizier, „mit allen Vorsichtsmaßregeln seine beiden Kompagnien in das Schloß, wo sie am Abend vorher lautlos und ohne Licht zu machen untergebracht worden waren. Vom Schloß aus wurde noch bei Nacht ein Zug Pioniere vorgeschickt, der die feindlichen Hindernisse mit Drahtscheren zerschneiden sollte, aber infolge starken Feuers bald unverrichteter Sache wieder umkehren mußte.“

Das Generalkommando des III. Armeekorps hatte angeordnet, daß die Kompagnien um 7 Uhr morgens gefechtsbereit im Schloßhofe anzutreten hätten. Daher wurden die Tornister im Park abgelegt, das Sturmgepäck umgelegt, während sich die Offiziere durch Ablegen aller Abzeichen und Anlegen von Mannschaftsachselklappen und Aufpflanzen des Seitengewehrs von den Mannschaften nicht unterscheidbar machten. Nach-

dem die Infanterieregimenter Nr. 48 und Nr. 24 „den Keigen eröffnet hatten, gingen die beiden Kompagnien gedeckt gegen Sicht an den hohen Parkmauern entlang“ und stürmten dann mit Hurra den steilen Abhang hinauf. Sofort eröffneten die Franzosen ein heftiges Feuer. Dennoch zogen sie sich unter der Wirkung der preußischen Artillerie in den nächst höheren Schützengraben zurück. „Wir kletterten keuchend,“ schreibt der eben bezeichnete Offizier, „in den leer gewordenen ersten französischen Schützengraben und eröffneten nun selbst das Feuer. Hier stießen wir auf massenhaft zurückgelassene französische Munition und auf Leichen gefallener Franzosen und machten die noch vorhandenen lebenden Franzosen zu Gefangenen.“

Gegen Mittag begann der Widerstand der Franzosen zu erlahmen, und bald kam von der Führung der Befehl: „Um 1 Uhr treten alle Kompagnien zum Sturm auf Bailly an.“ „Unsere Artillerie hatte inzwischen ihr Feuer auf Bailly selbst verlegt, während die Infanterie den Höhenrand um Bailly erreichte. Und nun ging es mit Hurra von allen Seiten los. Überall tauchten die selbgrauen Zungen auf. Buchstäblich über Leichen von Franzosen hinweg stiegen wir in das Tal hinunter. Wie die Hasen trieben wir die Franzosen vor uns her, und nicht achtend des Gewehrfeuers, das wir jetzt aus den vorderen Häuserreihen und gegenüberliegenden Höhen erhielten, drangen wir weiter vor. An der Spitze meiner Kompagnie stürmte ich nach dem Marktplatz vor. Unterwegs und beim Durchsuchen der Häuser fanden wir noch Hunderte von Franzosen versteckt, die sich sofort ergaben. In den Kellerräumen hockte ein Oberst mit 200 Mann. Im ganzen wurden etwa 1300 Gefangene

gemacht; die Verluste der Franzosen betragen etwa das Dreifache. Der Teil, der noch über die Wisne entfliehen wollte, wurde abgeschnitten, da unsere Pioniere, die sich nach großen Verlusten bis an die Wisne heranarbeiteten, sämtliche Brücken gesprengt hatten“ („Kriegs-Echo“).

Die Laten der in der I. Armee zusammengefaßten Armeekorps in den offenen Feldschlachten wie im Stellungskampfe fanden die Anerkennung der Obersten Heeresleitung. Innerhalb von vier Wochen wurde die I. Armee zweimal durch den Besuch des Kaisers erfreut. Der Monarch nahm unter Kluck's Führung eine Gefechtsstellung in Augenschein und überzeugte sich von den Bauten der 1. feuernden Batterie sowie von der Anlage von Schützengräben; die klare Luft ermöglichte sogar einen Überblick über feindliche Stellungen im Wisnetal. Das ruhmvolle Leib-Grenadierregiment Nr. 8 schritt bei des Kaisers zweitem Besuch in straffem Parade-marsch an dem Obersten Kriegsherrn vorüber, der sich „in hohem Grade lobend über den Zustand der Truppen und deren große Tüchtigkeit und hervorragende Tapferkeit“ aussprach. Welche stolze Genugtuung für das III. Armeekorps und den Armeeführer!

In der Heimat erregten die Leistungen dieser I. Armee nicht minder große Bewunderung als draußen im Felde. Zahlreiche dankerfüllte Zuschriften in gebundener und ungebundener Rede liefen bei Kluck ein, und mancher Verein, mancher unserem Generaloberst nahestehende Freund verwahrt als teures Andenken die Antwort, mittels welcher sich unser Kluck bedankte. So hatte er auf die von einem Verein zu Recklinghausen dargebrachten „echt westfälischen Grüße und innigen Glückwünsche“ erwidert:

„Den Herren Unterzeichnern der liebenswürdigen Karte vom 30. v. Mts. danke ich sehr. Die ausgesprochenen Anerkennungen nehme ich gern an für die Tapferkeit unserer vortrefflichen Mannschaft. Viele Helden und alle tapfer!  
von Kluck.“

Als der Jagdgenosse aus glücklicher Friedenszeit, Rechtsanwalt Schafer in München, an den Heerführer ein Faß Bier absandte, bedankte sich dieser mit dem Bemerkten: „Die Hauptsache sollen meine braven Pioniere haben.“

An seine Nichte Lisa schrieb er:

„Das Vertrauensvotum des wackeren westfälischen Landmanns ist sehr schmeichelhaft für mich; ich kann es aber nicht ganz annehmen, weil ich in erster Linie den Sammelnamen für die braven Truppen der I. Armee abgebe. Und die halten aus! Deine 24 Liebesgabenpakete werden indessen wirklich Bedürftigen übergeben werden.“

So wälzt Kluck jedes ihm gezollte Lob, jede Anerkennung immer auf seine Truppen ab, mit denen er — wie wir sehen — auch die ihm gewidmeten Liebesgaben teilt.

Weihnachten im Felde!

Seit seiner Vermählung war es 1914 das erstemal, daß Kluck das Fest ohne seine Gattin feierte. Wenn auch sein Sohn Hans ihm durch seine Anwesenheit im Hauptquartier des Oberkommandos die ernststen Gedanken von der Stirn scheuchte, so durchzitterte ihn dennoch eine leise Wehmut, wie sie ein Brief kennzeichnet: „... Einsam hier und mit Verantwortuna beladen, eilen sehnfüchtige Wünsche in den Kreis der Lieben. Sie müssen aebannt werden, denn jeder Tag stellt unerbittliche Forderungen.“

Eine ruhige Weihnachtsfreude hat die I. Armee nicht empfunden; denn am ersten Feiertage, an dem von allen christlichen Kanzeln die Botschaft vom „Frieden auf Erden“ erklang, eröffneten die Franzosen ein schweres Artilleriefeuer auf die von unseren Truppen besetzten Steinbrüche in den westlichen Ausläufern der Hochfläche von Bregny sowie auf die deutschen Schützengräben auf der westlich der Bahn Soissons-Laon sich erhebenden zerklüfteten, bewaldeten Kuppe. Auf dieser Anhöhe lag das bereits erwähnte Leibregiment Nr. 8 aus Frankfurt a. D. Das feindliche Maschinengewehrfeuer von den Bäumen am Saum der Hochfläche lichtete gar arg die Reihen der Grenadiere. Am 8. Januar 1915 wiederholte sich der feindliche Angriff: der Feind drang auf 200 Meter Front in den deutschen Schützengräben ein. „Überaus wilde Kämpfe tobten in den nächsten Tagen um dies Grabenstück. Trotz aller Gegenstöße war es nicht möglich, es den Franzosen und ihren schwarzen Waffenbrüdern zu entreißen.

Da erfolgte am 12. Januar, 11 Uhr vormittags, aus den Steinbrüchen unsererseits ein Vorstoß gegen die zunächst gelegenen Schützengräben und Artilleriebeobachtungsstellen, die dem Feinde in kühnem Ansturm entrisen wurden. Punkt 12 Uhr wurde auf dem äußersten rechten Flügel ein Kilometer Raum gewonnen. Dann wurde der Gegner in der Mitte, auf dem bewaldeten Hügel selbst, aus unseren und dann aus seinen Gräben geworfen; auf halber Höhe des Abhanges aber setzte er sich wieder fest.

Die Franzosen erwarteten unseren nächsten Angriff in dieser Stellung und warfen alle Verstärkungen hierher, die — wie vor vier Monaten — mit Eisenbahn und Kraft-

wagen in Eile herangebracht wurden. Es sollte anders kommen. Am nächsten Tage, mit dem Schlag der Mittagsstunde, erfolgte der Sturm auf die Hochfläche von Bregny. Nach drei Minuten war die erste, nach 13 Minuten die zweite Verteidigungslinie in unserem Besitz; am Abend war die Hochfläche unser.

Am nächsten Morgen nahm der äußerste rechte Flügel wieder seinen umfassenden Angriff auf. Aus der Mitte schwenkten andere Truppen westwärts ein. Ein Rückzug der Franzosen in das Aisnetal war nicht mehr möglich, da dieses unter dem Feuer unserer schweren Artillerie lag. So blieb dem Feinde nichts anderes übrig, als sich zu ergeben.

Mehr als 5000 Mann wurden gefangen. Erbeutet wurden 18 schwere, 17 leichte Geschütze, Revolverkanonen, viele Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Gewehr- und Handgranaten und außerordentlich große Mengen von Infanterie- und Artilleriemunition.

Nach monatelangem Stillliegen in Sturm und Regenschauern, nach Marschen auf grundlosen Wegen in diesen regnerischen Kampftagen waren Brandenburgs alte, stolze Regimenter über lehmige Felder, verschlammte Schützengräben und zerklüftete Steinbrüche vorwärts gestürmt; einen überlegenen Feind hatten sie von den Höhen des nördlichen Aisneufers geworfen. Eine Kompagnie des Leibregiments war im Abenddunkel sogar bis in die Vorstädte von Soissons vorgedrungen.

Ein großer Erfolg war errungen: der Aisneübergang bei Soissons lag nunmehr unter deutschem Feuer\*\*).

Der Kampf um die Hochfläche bei Bregny wird in der Geschichte als „Schlacht bei Soissons“ fortleben. Sie ist

---

\* Lauterbach, „Der große Krieg,“ S. 72 u. 73.

in den Hauptzügen von unserem Generaloberst von Kluck vorbereitet, hingegen von dem kommandierenden General des III. Armeekorps, von Lochow, und von dem Divisionär, Generalleutnant Wichura, ausgeführt worden. Außer namhaften Teilen des III. Armeekorps und IV. Reservekorps nahmen starke Reserven der I. Armee, besonders schwere Artillerie, an diesem Ringen teil.

Mit innerem Ernst hatte Kluck das neue Jahr 1915 begrüßt, nicht als ob seine Latkraft und seine Entschlußfähigkeit irgendwie zu erlahmen drohten — das war nicht möglich, denn sie bilden ein Stück seines eigenen Wesens — sondern weil er besorgt war um das Schicksal seiner beiden Söhne. Der jüngere, Hans Eberhard, war — wie wir wissen — Junkeroffizier und schwebte beständig in Lebensgefahr. Er war von Jugend auf zart; es erschien demnach fraglich, ob er den Anstrengungen des Feldzuges auf die Dauer gewachsen sein würde. Des Vaters Befürchtung bestätigte sich: der junge Leutnant hatte Ende November 1914 einen längeren Urlaub nehmen müssen, um sich in Aachen wegen Gelenkrheumatismus einer Lichtbäderbehandlung zu unterziehen. Weihnachten war er wieder hergestellt.

Der Erstgeborene, Egon, gehörte beim Ausbruch des Krieges dem Norddeutschen Lloyd als Erster Offizier an. Nachdem er in den ersten Kriegsmonaten bei der Verproviantierung der Flotte tätig gewesen war, wurde er Mitte November 1914 bei der Kaiserlichen Marine angestellt und der Maschinengewehrabteilung der Matrosendivision als Leutnant zugeteilt. Am 16. Dezember verließ er Wilhelmshaven, nahm in seinem Wohnsitz Bremerhaven schmerzlichen Abschied von seiner jugendlichen Gattin und traf am 19., früh um 6 Uhr, in Aachen ein.

wo Mutter, Schwester und Lochterchen seiner warteten. Gar zu schnell verflogen die beiden Stunden, die sein Aufenthalt währte. Dann entführte ihn der Zug nach Brügge, dem Kampfe, aber leider auch dem frühem Tode entgegen. „Er wird vielen Gefahren entgegengehen,“ schrieb unser Heerführer damals, gleich als ahnte er, daß er diesen liebenswurigen Sohn, den Vater seines einzigen Enkelkindes, nie wieder an sein Herz drücken würde! Nachdem seine Truppe einige Wochen lang in Ostende in Reservestellung gelegen hatte, wurde sie am Abend des 27. Januar 1915 zum Kampf gegen die Senegalschutzen, Ghurkas und die anderen Spiegefellen der Engländer vorgezogen. Am frühem Morgen des 28. Januar kam es bei Lombardhyde zum Gefecht. Leutnant Kluck leitete das Feuer vom Dach eines Forsthouses mit solcher Kühnheit und Todesverachtung, daß ihm sein Bursche wiederholt zurief:

„Herr Leutnant, nicht so weit nach vorn!“

Allein Leutnant Kluck wollte nichts von Warnungen hören — bis ihm die feindliche Kugel das Herz durchbohrte.

Würdig seines Vaters, ist Egon von Kluck als Soldat, als Held gestorben.

Der Führer der Hafentompagnie in Ostende, Kapitänleutnant Sauerland, ließ den toten Kameraden in die Friedhofskapelle überführen, wo am 31. Januar eine ergreifende Trauerfeier stattfand. Der kommandierende Admiral des Marinekorps, Erzellenz von Schröder, legte dem gefallenem Offizier das Eiserne Kreuz, zu welchem dieser zwei Tage vorher eingegeben war, persönlich an, während der Generaloberst, der tiefergeschuttet mit seinem Sohne Hans im Dienstauto herübergekommen war, seinen verflarten Liebling im Namen eines jeden

der Familienglieder, der Mutter, der Schwester, der Frau und des Kindes, mit Blumen schmückte.

Teilnehmend scharten sich außer dem Admiral noch der Chef des Stabes, die beiden Divisionskommandeure, der Brigade-, der Regimentskommandeur sowie sämtliche dienstfreien Offiziere des Abschnitts um den schwergeprüften Generaloberst. Draußen aber richteten — als besondere Ehrung für den frühvollendeten Sohn des gefeierten Heerführers — die Geschütze der schweren Küstenartillerie ihre Rohre landeinwärts und nahmen die feindlichen Stellungen tüchtig unter Feuer.

Von Ostende wurde der mit der Marineflagge bedeckte Blechfarg nach Berlin überführt, wo er auf dem Wilmersdorfer Friedhofe vorübergehend beigesetzt wurde, bis einstmals eine Familiengruft am Orte der Kluck'schen Besitzung die sterblichen Überreste derer von Kluck aufnehmen wird.

Mit der Krankheit des Sohnes Hans und dem Heldentode des tapferen Egon war der unserem Freunde zugemessene Leidenskelch noch nicht erschöpft.

Als der Generaloberst am 27. März 1915 die Stellungen des Leibregiments Nr. 8 in den vordersten Schützengräben bei Bailly einer Besichtigung unterzog, wurde er durch sieben Schrapnellkugeln, von denen eine die Lunge verletzte, schwer verwundet.

Damit war Kluck — leider für immer — seinem Führeramt entzogen, in dessen Ausübung er unzweifelhaft noch Großes hätte leisten können!

Der mitanwesende General der Pioniere, Generalleutnant Telle, und die Herren der Begleitung bei dieser Besichtigung sorgten für die Überführung des schwerverletzten Heerführers in das Feldlazarett zu Anizy le Château, Villa Rosa. Sogleich wurde die Tochter des

Generalobersten telegraphisch an das Krankenlager ihres Vaters berufen. Am 29. März morgens traf Hildegard von Kluck in Charleville ein, wo sie ihr Bruder Hans empfing, um sie von dort in dreistündiger Autofahrt nach Anizy zu geleiten. Die Tochter hatte geglaubt, ihren Vater pflegen zu sollen — daß sie zugleich die Pflege des Bruders würde übernehmen müssen, das ahnte sie nicht, als sie diesen auf dem Bahnhofe zu Charleville im Vollbesitz neugewonnener Gesundheit wieder sah! Das war folgendermaßen zugegangen.

Als der Kraftwagen etwa eine Stunde über Charleville hinaus war, entglitt dem Kraftwagenführer die Steuerung; das Auto fuhr durch ein Granatloch, und während Hildegard von Kluck und der Kraftfahrer mit einem bloßen Schrecken davonsamen, erlitt Hans von Kluck einen schweren Schädelbruch. Somit führte die edle Samariterin dem schwerverletzten Vater seinen Sohn als nicht minder schwerverletzten Leidensgenossen zu!

Der Leiter des Feldlazarets, Professor Rumpel, ließ die Tochter über die lebensgefährliche Verwundung ihres Vaters nicht im Unklaren, denn die Lunge, der Rücken die rechte Schulter, der rechte Arm, das linke Knie waren verletzt, der rechte Oberarm außerdem gebrochen. Der Zustand des Oberleutnants, der im Nebenzimmer untergebracht wurde, war gleichfalls bedenklich. Während nun Professor Rumpel die beiden Patienten behandelte, wobei er eine Kugel aus der Brust und die Rückstände von sechs anderen aus dem Körper des Generals entfernte, übernahm Fräulein von Kluck („Schwester Hildegard“) die Pflege des Bruders; ebenso aufopferungsvoll unterzog sich Fräulein von Weiher („Schwester Theta“) der sorgsamen Behandlung des Generalobersten.

Bereits am 30. März sprach der Kaiser im Lazarett vor, um dem Patienten die Hand zu drücken. Professor Kumpel mußte aber dem Monarchen unterbreiten, daß er dem schwerkranken Heerführer die Aufregungen des kaiserlichen Besuches nicht zumuten könne. Vierzehn Tage später, am 13. April, erschien der Kaiser abermals. Diesmal fühlte sich der Patient wohler.

Hildegard von Kluck empfing den Obersten Kriegsherrn, der ihr im Pelzerinnenmantel mit dem Pelzkragen und dem Kürassierhelm „wie der Kriegsgott“ erschien.

„Unerhörte Geschichte, die Ihr Vater da gemacht hat!“ rief der Kaiser aus, indem er der jungen Dame die Hand reichte.

Dann betrat er das Krankenzimmer, stellte sich an das Fußende des Bettes und sagte in ernsthaften Tone:

„Hab' ich Ihnen erlaubt, in den Schützengraben zu kriechen?“

„Majestät, ich habe allerdings versäumt, vorher um Erlaubnis zu bitten,“ entgegnete Kluck lachend.

„Es freut Mich, daß es Ihnen wieder gut geht,“ sagte der Kaiser und schüttelte dem General kräftig die Hand.

Während sich der Kaiser mit dem verdienten Heerführer unterhielt, zog sich Hildegard taktvoll zurück. Da trat aus dem Kreise der kaiserlichen Begleitung ein Offizier mit graumeliertem Bart hervor und sagte zu Schwester Hildegard:

„Darf ich Ihrem Herrn Vater auch guten Tag sagen?“

Die junge Dame trat nun an des Vaters Bett und sagte im Flüstertone:

„Papa, hier ist noch mehr Besuch!“

Ehe noch Kluck den Kopf erheben und nach dem angekündigten Besucher hinblicken konnte, hatte der Kaiser diesen selber eingeführt:

„Ja, Kluck, Ich habe Ihnen den Heinrich mitgebracht. Ich dachte, es würde Sie freuen!“

Prinz Heinrich begrüßte nunmehr den Generaloberst und erfreute ihn besonders durch die ehrenden Worte, die er dem Andenken seines verblichenen Sohnes Egon widmete:

„Ein Jammer um ihn: wir hatten noch so viel von ihm erwartet!“

Während dieser Worte seines Bruders legte der Kaiser mit gutigem Lächeln den Orden Pour le mérite auf dem Tischchen neben dem Schmerzenslager des Generalobersten nieder und verabschiedete sich von diesem mit freundlichem Händedruck.

Einige Tage später erkundigte sich der Großherzog Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz nach dem Befinden des Heerführers, wobei er ihm die I. Klasse des Mecklenburgischen Militärdienstkreuzes überreichte.

Die Kunde von Klucks schwerer Verwundung erregte allgemeines Bedauern im Felde und daheim, bei Freund und Feind. Graf Brigode, der Besitzer des Schlosses Folembay, schickte ihm die schönsten Blumen, welche Park und Treibhaus aufwiesen. General von Lochow erfreute ihn gleichfalls mit Blumen Spenden, und selbst einfache Musketiere wanden Sträuße bunter Feldblumen zum Schmuck für das Krankenzimmer des geliebten, schmerzlich vermißten Heerführers. General von Fabeck († 1916) übernahm das Kommando über die I. Armee, die später aufgelöst wurde und ihre Bestände an die auf dem nördlichen Kriegsschauplatz Rußlands fechtenden Truppen abgeben mußte.

Als Kluck im Mai 1915 nach Wiesbaden kam, dachte er, er würde hier unerkannt und unbekannt seiner Wiederherstellung leben können. Aber bereits auf dem Bahn-

## Sechzehntes Kapitel

---

hof begrüßten ihn lebhaftere Zurufe, die eine begeisterte Huldigung darstellten.

Da war es mit dem Infognito vorbei, und mehr als einmal war Generaloberst von Kluck der Gegenstand herzlicher Ovationen, wenn er am Arm der Gattin, der Tochter oder mit seinem getreuen Burschen, Richard Kühn, der ihn während des ganzen Feldzuges begleitet und ihn nach der Verwundung auch aus dem Feuer getragen hatte, seinen Spaziergang unternahm.

„Kennen Sie den Offizier, der eben vorüberging?“ fragte einer den anderen.

„Wer ist's denn?“

„Kluck, unser Kluck!“ belehrten die Wissenden, und freudiger Stolz verklärte ihre Mienen.

Die Wahrnehmung, daß er seinem Volke etwas galt, daß man ihn verehrte und liebte, beglückte unseren Kluck mehr, als er äußerlich ahnen ließ. Ohne Zweifel wirkte dieses Bewußtsein allgemeiner Beliebtheit vorteilhaft auf seinen Gemütszustand und trug zur Beschleunigung seiner Genesung wesentlich bei.

Am 1. Juli konnte er Wiesbaden bereits verlassen, um — nach kurzem Aufenthalt im eigenen Heim — auf dem gastlichen Schloß Paulinum die Bitternisse der letzten Monate zu vergessen.

## Sechzehntes Kapitel

### Zwei Ehrentage

Dank seiner strengeregelten Lebensweise verfügte Kluck über eine solche körperliche Widerstandskraft, daß er auch die schweren, schmerzhaften Verwundungen



Generaloberst von Rind an seinem 70. Geburtstag (20. Mai 1916).

ohne dauernden Schaden für seine Gesundheit überwand. Er konnte somit in neugewonnener Frische und ungeminderter Schaffensfreudigkeit am 13. Oktober 1915 den Tag begehen, an dem er vor fünfzig Jahren zum ersten Male den Soldatenrock anzog.

Obwohl dieses Jubelfest einem militärischen Gedenktage galt, gestaltete es sich zu einem schönen Familienfest, das nach langer Zeit — trotz der Stürme des Weltkrieges — wieder einmal alle Familienmitglieder aus der Nähe und Ferne um den Jubilar vereinigte. Aus Halle i. W. war Frau Kat Peters, Klucks Schwester, die Genossin aus seliger Jugendzeit, mit der Tochter des geistlichen Bruders und deren Gemahl herbeigeeilt. Der leidlich wiederhergestellte Sohn Hans, die aufopferungsvolle Tochter, die leidgeprüfte Schwiegertochter, Fräulein Marty aus Jena, die treue Freundin des Hauses Kluck, sie alle scharten sich um Alexander und Fanny.

Aber einer, einer fehlte. Und ob das Auge suchend nach ihm ausspähte — er kam nicht wieder. Untergegangen war die Sonne seines Lebens, aber im Lichte harmloser Jugendlust wandelte sein holdseliges Lächlerchen, die kleine Mulino, der Sonnenschein des Hauses, blondhaarig mit den Kluckaugen. Viel hatte das Schicksal genommen, viel hatte es in diesem Kinde gegeben! Und darum bedeutete Klucks fünfzigjähriges Militärjubiläum trotz aller wehmutsvollen Erinnerungen einen Tag freudigen Dankes.

Unser Kaiser verlieh diesem Tage eine besondere Weihe, indem er dem Heerführer sein von Max Fleck gemaltes Bild nebst dem folgenden Glückwunsch aus dem Großen Hauptquartier übersandte:

„Mit Stolz und Genugtuung können Sie auf eine 50jährige Dienstzeit zurückblicken. In der Jugend Teil-

nehmer an ruhmreichen Feldzügen, haben Sie in langen Friedensjahren mit nie ermüdender Frische sich der Truppenausbildung gewidmet und schließlich im letzten Jahre die Früchte Ihrer Tätigkeit reifen sehen in den Heldentaten der Ihnen früher anvertraut gewesenen Verbände. Vor allem aber haben Sie an der Spitze einer Armee Ihr Lebenswerk mit schönen Erfolgen gekrönt, bis eine ehrenvolle Verwundung Sie mitten aus Ihrer Arbeit herausriß. Für alles, was Sie Mir und Meinem Heere geleistet haben, spreche Ich Ihnen am heutigen Ehrentage Meine herzlichsten Glückwünsche, Meine vollste Anerkennung und Meinen königlichen Dank aus. Als äußeres Zeichen Meiner Wertschätzung verleihe Ich Ihnen Mein Bildnis in Gl. Wilhelm I. R."

Klud bedankte sich für diesen Glückwunsch mittelst eines Telegramms, in welchem er dem Obersten Kriegsherrn von seiner völligen Wiederherstellung Mitteilung machte und sich behufs Wiederverwendung im Heeresdienste zur Verfügung stellte.

Außer diesem Telegramm trafen noch zahllose Glückwunschdepeschen ein, darunter eine vom Könige von Bayern:

„Euer Exzellenz spreche Ich zur Vollendung einer ehrenvollen, rühmlichen 50jährigen Militärdienstzeit Meine herzlichsten Glückwünsche aus. Mit lebhafter Befriedigung habe Ich den Blättern entnommen, daß Sie Sich nach schwerer Verwundung auf dem Wege der Besserung befinden. Möge Euer Exzellenz bald eine völlige Wiederherstellung beschieden sein! Ludwig, König von Bayern.“

Auch die Regimenter, denen Klud einst angehört hatte, widmeten ihrem ruhmgekrönten Kameraden ihren treuen Glückwunsch.

Die Stadt Münster i. W. ließ dem Jubilar den folgenden von Professor Josef Buchkremer in Aachen entworfenen Ehrenbürgerbrief in künstlerischer Ausführung überreichen:

„Wir, Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Münster, haben beschlossen, Seiner Exzellenz dem Königlich Preussischen Generalobersten Herrn von Kluck das Ehrenbürgerrecht der Stadt Münster zu verleihen. Generaloberst von Kluck vollendet heute fünfzig Jahre ruhmvoller Lebensarbeit im Dienste des Heeres. Eine glänzende Laufbahn hat ihn zu der höchsten Ehrenstelle geführt, die einem Offizier beschieden sein kann: in diesem gewaltigsten Ringen der Weltgeschichte Führer der Söhne des deutschen Volkes zu sein im heiligen Kampfe fürs Vaterland. Seinen Truppen ein leuchtendes Vorbild, gab auch er sein Blut für Kaiser und Reich. Dankbar-freudigen Stolzes blicken wir auf den siegreichen Heerführer, den Sohn unserer Stadt, der, aus münsterischem Bürgerhause entsprossen, durch Kindheit und Jugendzeit mit Münsters Bürgerleben eng verwachsen ist. An seinem Jubelfeste nimmt die Vaterstadt Münster mit wärmsten Glück- und Segenswünschen frohbewegten Anteil. Deß zum Ausdruck und Zeichen haben wir Herrn Generaloberst von Kluck die höchste bürgerliche Ehrung erwiesen und über das verliehene Ehrenbürgerrecht diesen Ehrenbürgerbrief, mit Siegel und Unterschrift versehen, ausgefertigt.

Münster i. W., den 13. Oktober 1915.

Der Magistrat. Die Stadtverordneten-Versammlung.  
Dr. Jungeblodt. Kaiser.“

Sieben Monate später, am 20. Mai 1916, beging Generaloberst von Kluck die Feier seines siebenzigsten Geburtstages.

Merkwürdigerweise gestaltete sich dieses Familienfest zu einer glanzvollen militärischen Feier. Schon in der Frühe brachte ihm die auf 33 Mann verstärkte Kapelle des Ersatz-Bataillons Res.-Infanterie-Regiments Nr. 93, unter Leitung des königlichen Musikleiters Freidank, eine Morgenmusik.\* „Lobe den Herren,“ klang es wehevoll in den taufrischen Maimorgen hinaus. Drinnen lauschte der Heerführer mit den nämlichen Lieben wie beim Dienstjubiläum voll Rührung und Dankbarkeit:

„Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet . . .“

Gleichfalls in der Frühe traf folgender Glückwunsch des Kaisers ein:

„Mein lieber Generaloberst! Ich sende Ihnen Meine herzlichsten Glückwünsche zum 70. Geburtstage und benutze diesen Anlaß gern, Ihnen aufs neue Meinen königlichen Dank auszusprechen für Ihre Mir und dem Vaterlande bis zu Ihrer großen Verwundung geleisteten großen Dienste. Was Sie in langjähriger Friedenstätigkeit, besonders als kommandierender General des I. Armeekorps, geleistet haben, und was die I. Armee in diesem schweren Kriege unter Ihrer Führung an Sieg und Ruhm erfochten hat, das wird die Geschichte der Nachwelt künden und in dem dankbaren Gedächtnis Ihres Kaisers und Königs unvergessen bleiben.

Wilhelm I. R.“

Nicht minder herzlich lauteten die Glückwünsche des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg und anderer hoher Würdenträger des Staates. Es gratu-

---

\* Hierbei sei erwähnt, daß die deutsche Armeemusik bereits einen „von Kluck-Marsch“ besitzt, komponiert von Curt Paul, königl. Musikmeister im 6. Pom. Inf.-Reg. 49 zu Gnesen.

lierten ferner: Graf Zeppelin, Graf Dohna-Schloßdien, endlich der Oberbürgermeister der Stadt Münster, der Magistrat und die Stadtverordneten der Stadt Posen, wo Kluck einst im sonnigsten Jahre seines Lebens den ersten aufsehenerregenden Erfolg errungen hatte. Die Stadtverwaltung von Halle i. W. teilte mit, daß sie einem vor dem Schulhause anzulegenden Schmuckplatz den Namen „Kluck-Platz“ beilege.

In der Mittagsstunde erschienen zur Beglückwünschung: Generalfeldmarschall Karl von Bülow, der Chef des Pionierwesens, Generalleutnant Telle, der Bezirkskommandeur Berlin I, Oberstleutnant Schulze, und viele andere höhere Militärs und Beamte.

Der Verfasser dieses Büchleins widmete das folgende Gedicht:

Zum siebenzigsten Geburtstage  
des Generalobersten von Kluck.

Wer sich mit Laten unvergänglich  
Ins Buch der Weltgeschichte schrieb,  
Der ist für Worte nicht empfänglich —  
Und sei'n sie noch so hold und lieb!  
Und dennoch kannst Du's nicht verwehren,  
Wenn heute Deiner Freunde Kreis —  
Um Dich in Wort und Schrift zu ehren —  
Den Weg zu Dir zu finden weiß.

Sonst pflegt man „Jubelkreis“ zu sagen,  
Wenn jemand siebenzig Jahre zählt —  
Wollt' man Dich „Greis“ zu nennen wagen,  
Der Name wäre schlecht gewählt!

Zwar im Kalender steht's geschrieben,  
Daß Du die Siebzig heut erreicht,  
Dein Herz jedoch ist jung geblieben,  
Und Deine Haltung straff und leicht.

Du hast in diesen siebzig Jahren  
Der Arbeit rastlos Dich geweiht,  
Und doch — trotz Mühsal und Gefahren —  
War's eine wunderschöne Zeit:  
Wenn's nicht Dein eignes Leben wäre —  
Es schien' Dir als ein Märchen fast,  
Daß auf der Heldenbahn der Ehre  
Du solch ein Ziel errungen hast!

Du bist der Feldherr, der erfonnen  
Den kühnen Vormarsch auf Paris,  
Der bei Maubeuge die Schlacht gewonnen  
Und Albion in die Schranken wies.  
Und mußttest Du der Mehrzahl weichen,  
Wie's durch Italiens Trug geschah —  
Es steht Dein Rückzug ohnegleichen  
Als Meisterwerk der Kriegskunst da!

Als Ruhmestat in Deinem Leben  
Sei stets Dein Pflichtgefühl verbucht,  
Daß in den ersten Schützengräben  
Du Deine Krieger aufgesucht,  
Mit gut'gem Zuruf sie erfreuend:  
„Gott schütze euch — seid stark — seid brav!“  
Bis Dich, mit jähem Lode dräuend,  
Die hinterlist'ge Kugel traf.

Im Kreise der Familienglieder,  
Die Dich so liebevoll betreun,  
Darfst Du gesund und glücklich wieder

Dich Deines sonn'gen Lebens reu —  
— Bis hundert Jahr'! — Und ob Du gerne  
Entsagst des Ruhmes eitlen Schmuck —  
Dich krönt bis in der Zeiten Ferne  
Der teure Name: „Unser Kluck.“

Eugen Wolbe.

Weder vor- noch nachmittags gab's Zeit zum Ausruhen; denn der General ließ es sich nicht nehmen, sofort brieflich und telegraphisch auf eine ganze Reihe von Glückwünschen zu antworten. Und dennoch war er immer wieder für die Besucher da. In unverwüstlicher Frische und Liebenswürdigkeit hielt er durch — keine Spur von den Leiden vergangener Monate!

Und wer wick nicht von des Helden Seite, wenn ein neuer Gast sich glückwünschend nahte? Die Enkelin! Mulinchen war während des ganzen Tages in Feststimmung und konnte den Abend nicht erwarten. Da sollte es nämlich zum ersten Male die Bretter betreten, die die Welt bedeuten. Im Theatersaale der Königlichen Hochschule für Musik fand nämlich eine Vorführung lebender Silhouetten statt, bei welcher Klein-Hildegard unter Führung ihrer Tante und Namensschwester mitwirken sollte. Das zum Besten des Frauenvereins für verschämte Arme veranstaltete Fest hatte den Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch die Frau Kronprinzessin Cecilie wohnte den Aufführungen dieser reizvollen schwarzen Bilder bei.

Natürlich war der Großvater zugegen, um seinen blonden Liebling auf der Bühne zu sehen — er ahnte nicht, daß die Künstler eine Ehrung für ihn selbst improvisieren würden! Der Vorhang hob sich. Zündende, von der Hoffchauspielerin Fräulein von Mayburg gesprochene Verse erklangen.

Während des Vortrages der Verse ging der Vorhang auf, und es erschien auf weißer Wand die Büste des Generalobersten von Klud, von einem Kranz holdseliger Kinder umgeben. Eins davon — die Enkelin — hob die Blumenkrone zu dem Feldherrn jubelnd empor.

In diesem Augenblick durchbrauste unermesslicher Jubel den weiten Saal, ein Beifall, ein Rufen, ein Händeklatschen, eine Huldigung, von der man nicht wußte, ob sie der Vorführung galt oder dem verehrungswürdigen Gegenwärtigen. Als die Hochrufe endlich verstummten und das strahlende Licht wieder den während der Vorführungen verdunkelten Zuschauerraum durchflutete, blickte alles voll Freude auf den General — dessen schlichter Natur dieses „Angefeiertwerden“ durchaus zuwider war —, und viele unausgesprochene Wünsche für sein Wohl webten durch den Saal.

Schattenhaft schritten auch die übrigen Silhouetten an dem entzückten Auge vorüber. Als zum Schluß der allgemeine Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ verklungen war, schritt die Kronprinzessin auf Klud zu und beglückwünschte ihn unter freundlichem Händedruck. Verlegen stand Mulinchen dabei und versank ganz in ihrem mühsam eingeübten Hoffricks. Aber leider sah die Kronprinzessin über diese erste Probe höfischer Kultur hinweg, so daß das blonde Mädchen nachher ganz enttäuscht, aber im Bewußtsein seiner Bedeutung als Großvaterchens Liebling, fragte:

„Wann lerne ich nun die Frau Kronprinzessin kennen?“

Auf dem Wege zum Portal umdrängten den Generaloberst noch viele Bekannte und Unbekannte, um ihm im Ausgang seines Ehrentages die wichtige Rechte zu drücken.



Die Sonne verglomm. Der Tag verklang, versank im Meer der Ewigkeit, während draußen auf den Kriegsschauplätzen an der Maas, vor Verdun, an der Marajowka und in Südtirol die Kanonen weiterdonnerten, als wollten sie nicht Mord und Verderben speien, sondern dem dämmernden Morgen des folgenden Maiensontages ihren Gruß entbieten.

## Schlußwort

Als der preußische Kultusminister in seine Rede vom 26. März 1912 den Hinweis einflocht: „Wir können unserer Jugend erzählen von unseren Helden und unseren Königen, wir können ihr erzählen von Männern, die Gut und Blut fürs Vaterland gelassen haben, von Männern und Frauen, die ihr Leben im Dienste der Armen und Kranken verzehrt haben,“ da ahnte niemand, daß die Zeit nicht ferne war, die das verhallende Wort durch die befreiende Tat, müßiges Schauen durch entschlossenes Handeln ablösen und wieder Heldenstirnen mit dem Lorbeer des kriegerischen Erfolges krönen würde!

Unsere Zeit, die so manche Werte umgewertet hat, legt einen neuen Maßstab an Heldentat und Heldengröße. Es verblaffen die glorreichen Leistungen der Vergangenheit gegenüber den Ruhmestaten, mit denen sich die Helden unserer Tage — vom Marschall herab bis zum Musketier — in den Tafeln der Geschichte verewigt haben!

Eingespant in das — freudig getragene — Joch unbedingter Pflichterfüllung und schwerer Verantwortlichkeit, oft kaum über den Kreis ihres eigenen Machtbereichs hinaus bekannt, hatten unsere Führer in Frie-

denzeiten still und wortfarg ihres Amtes gewaltet. Jetzt, da ihre Taten ihren Ruhm verkünden, bedeutet ihr Leben ein Allgemeingut des deutschen Volkes; denn nicht nur die Jugend, sondern auch das Alter „will lieben, will bewundern, will sich begeistern,“ will diese unsere Führer wachsen, werden und ihrer hohen Aufgabe entgegenreifen sehen. Woran sollen die Träger großer Ereignisse der Zukunft sich schulen, wenn ihnen nicht die Helden der Vergangenheit als Vorbilder entgegenleuchten?

Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,  
Dem er die Wege zum Olymp hinauf  
Sich nacharbeitet. (Goethe).

Wohlan denn! Ein Leben voll Arbeit, Kampf und Sieg — das Leben eines Glücklichen — spiegeln die Blätter dieses Büchleins wider. Einen „Ritter ohne Furcht und Tadel“ begleiteten wir auf seinem Wege von sonnigem Jugendlande bis zu den Tagen des Alters, da ihn ein Meisterwerk der Kriegskunst\* den großen Feldherren aller Zeiten beigesellte. Und wie Lessing seinen König nicht allein als „großen Mann,“ sondern auch als „guten Mann“ kennzeichnet (Minna von Barnhelm, V. 9), so lernten wir Kluck als einen Heerführer kennen, der eine unbedingter Pflichttreue entstammende Strenge gegen

---

\* Prof. Hermann Stegemann (Hauptchriftleiter des Berner „Bund“), der mit der gesamten Kriegsliteratur der kriegsführenden sowie der neutralen Länder vertraut ist, urteilt in einem Briefe an den Verfasser dieses Buches (d. d. 1. Juni 1917):

„Ich halte Klucks Operationen vom 5.—15. Sept. (1914) für das Interessanteste und Bedeutendste, was an operativer Kriegsführung im Westen geleistet worden ist.“

sich und seine Untergebenen mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit gegen die Nahen und Fernen verbindet.

Als Generaloberst von Kluck im Oktober 1916 in Genehmigung seines Abschiedsgesuches unter Ernennung zum Chef des 6. Pommerschen Infanterieregiments Nr. 49 zur Disposition gestellt wurde, erregte dieser vorzeitige Abschluß seines Dienstlebens allgemeines Bedauern, war man doch überzeugt, daß die Frische und Schaffenslust, die Kluck sich bis an die Schwelle des Alters bewahrte, ihn noch zu mancher ruhmvollen Leistung für König und Vaterland befähigt hätten. In seinen Ruhestand aber folgte ihm — wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ damals schrieb — „das Ehrengelait volkstümlischer Zuneigung und Hochschätzung, wie sie in gleichem Maße den Paladinen vergangener großer Zeiten zuteil geworden sind.“

## Literatur

- Anonym, „Die Marneschlacht.“ Berlin 1916. Mittler & Sohn.
- Blomberg = Leszschynski, „Geschichte des 6. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 55.“ Detmold 1877.
- Breyding und Korkfleisch, „Geschichte des Füsilierregiments Generalfeldmarschall Prinz Albrecht von Preußen (Hann.) Nr. 73.“ Berlin 1891.
- Kolbe, Walter, „Die Marneschlacht“. In Velhagen & Klafings Monatsheften, 31. Jahrg., Heft 2. Oktober 1916.  
(In Buchform bei Velhagen & Klafing, Bielefeld. 2. Auflage, 1917).
- Lauterbach, F., „Der Große Krieg.“ Leipzig 1916. Otto Spamer.
- Meysenbug, Hermann, Fhr. von, „Erinnerungen eines alten Fünfundfünfzigers aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges der Jahre 1870/71.“ Berlin 1910. Mittler & Sohn.
- Otto, August, „Meine Erlebnisse in Frankreich 1870/71.“ Oldenburg 1914. Stalling.
- Stegemann, Hermann, „Geschichte des Krieges.“ Stuttgart und Berlin 1917. Deutsche Verlags-Anstalt.
- Wegener, „Der Wall von Eisen und Feuer.“ Leipzig 1915. F. A. Brockhaus.
- Werland, Peter, „Die Familie Klud in Münster“ im „Münsterischen Anzeiger“ vom 20. und 21. Mai 1916.
- Woerner, „Mit Klud durch Belgien bis vor Paris.“ Vorhalle i. W. 1916.
- Wolbe, „Gute Kameraden“ (Generaloberst von Klud und August Otto) in der „Lippischen Landeszeitung“ vom 17. Juni 1917.
- Zeitungen: Pofener Zeitung und Tageblatt, Berliner Tageblatt Sept. 1907; Königsberger Allgemeine Zeitung, Tägliche Rundschau, Kölnische Zeitung, Frankfurter Zeitung, Der Tag Sept. 1910. Die Berichte über die Manöver 1907 und 1910 wurden aus den genannten Zeitungen stellenweise wörtlich entlehnt.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Der  
**Große Krieg 1914/16**

Dem deutschen Volke geschildert von

F. Lauterbach, Rektor

**Von Rüttich bis Semendria**

Mit 22 ganzseitigen Bildnissen nach Zeichnungen von  
W. D. Stolz und 22 Kartenstücken. Gebunden M. 2.—

Lauterbach hat es in überraschender Weise verstanden, das Wesentliche der vielverschlungenen Geschehnisse auf eine knappe Formel zu bringen und so auf bescheidenem Raum eine anschauliche, von warmer innerer Begeisterung getragene Darstellung zu bieten. Die Vorgeschichte des Krieges, seine tieferen Ursachen und letzten Ziele sind in lichtvoller, durchaus allgemeinverständlicher Weise behandelt, die Ereignisse selbst in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung plastisch herausgearbeitet, und neben den unvergänglichen Ruhmes-taten unserer Führer und Truppen ist auch die bescheidene, aber opfervolle Mitarbeit daheim nicht zu kurz gekommen.

**Urteile:**

Eine außerordentlich lichtvolle und klare und bei aller Knappheit der Schilderung erschöpfende Darstellung bietet Lauterbachs Buch. Es ist wohl das beste bis jetzt vorliegende Werk dieser Art. Prachtvoll anschauliche Kartenzzeichnungen zu den Hauptschlachten und Bilder unserer Heerführer beleben es. Ein besonderer Vorzug ist die flüssige, von vaterländischer Herzenswärme und vornehmem Stolz auf deutsche Heldengröße durchglähete Sprache . . . (Die Wehr.)

Knapp und klar und doch mit innerer Wärme schildert dieses Kriegsbuch die Ereignisse des großen Völkerringens. Die Kunst, mit wenigen Worten viel zu sagen, scharf zu gliedern, durch passende Bilder, treffende Vergleiche die Sachlage zu erschellen und deutliche Anschauungen zu geben, durch frische Darstellungsweise die Anteilnahme des Lesers wach zu erhalten, kurz die schriftstellerischen und pädagogischen Gaben des Verfassers machen das Buch zu einer wirklich fesselnden und angenehmen Lektüre . . . (Schlesische Schulzeitung.)

Dem Verfasser darf man nachrühmen, daß er es verstanden hat, einem weiten, politisch nicht geschulten Leserkreis die Ursachen des Krieges nach Möglichkeit klarzumachen und die Kriegshandlungen selber anschaulich zu schildern. Die Kartenstücke sind willkommen zur Erläuterung des Textes, die Bildnisse der Staatsmänner und Heerführer zur Erhöhung des Interesses . . . (Deutsche Literaturzeitung.)

Das Buch ist unter dem frischen Eindruck der Geschichte geschrieben, das gibt ihm Wert. Es ist einfach abgefaßt, kurz in den einzelnen Abschnitten, und das Unwichtige ist vom Wichtigen geschieden. Ein sehr empfehlenswertes Buch. (Der Pfadfinder.)

Ein Schlußband wird folgen!

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

# Feldpostbriefe 1914/15

Berichte und Stimmungsbilder  
von Mitkämpfern und Miterlebenden

Gesammelt und herausgegeben

von

Hermann Sparr

Zweite Auflage. Preis gebunden M. 2.50

---

## Urteile:

Hier kann man sagen, daß aus dem ungeheuren Material mit feinstem Takt und mit einer historisch geschulten Erkenntnis für das Wesentliche alles das herausgesucht und unter bestimmten Gesichtspunkten zu einzelnen einheitlichen und übersichtlichen Bildern verbunden worden ist, was wirklich etwas zu sagen hatte und uns das gewaltige und vielgestaltige Gesicht dieses Krieges deutlich machen konnte. Dabei ist neben den donnernd sprechenden reinen Tatsachen nicht die deutsche Stimmung, die am Anfang und während des Krieges sich immer wieder in Opferfreudigkeit, Zuversicht und berechtigtem Stolz offenbarte, zu kurz gekommen.

(Kreuzzeitung.)

Was aber dann noch hinzukommt, ist das unmittelbare Erleben, das aus fast allen Briefen spricht. Es ist nicht ein Bericht, der von jedem der vielen Mitererzähler immer verfärbter sich darbietet, nein, es ist der ganze große Ernst der Tatsachen selbst. Dieses Buch ist ein Weihnachtsbuch im wahrsten Sinne.

(Hamburg. Monatschrift.)

Das ist der erste Band von Feldpostbriefen, den wir hier anzeigen können, und gleich ein ganz gelungener Wurf.

(Magazin für Pädagogik.)

Das ist wirklich eine wertvolle Sammlung! Diese Sammlung mit ihren spannenden Berichten und hübschen Stimmungsbildern ist eines der wenigen aktuellen Bücher, die noch Jahre nach dem Krieg ihren Wert behalten.

(Über Land und Meer.)

Man muß anerkennen, daß nur wirklich Gutes ausgewählt ist, daß das Ausgewählte zerspickt und anschaulich gruppiert und somit nach allen Beziehungen hier etwas Charakteristisches geboten ist.

(Jugendchriften-Warte.)

Es ist die beste Sammlung von Feldpostbriefen . . .

(Schulpflege.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

# Kriegstagebuch einer Mutter

(Marie Wehner)

Preis gebunden M. 2.—

... Das Buch ist von ergreifender Schlichtheit, nicht geistreich und spannend — kein Modebuch, wohl aber ein Zeitenbuch, das durch seine stille echte Wahrheit Wert hat für Gegenwart und Zukunft. (Dresdner Anzeiger.)

Ein Stück Familiengeschichte, ein Stück Kriegsgeschichte spiegelt sich in diesem schlichten, ergreifenden Tagebuch einer Mutter. Sie macht nicht große Worte; aber desto echter wirkt ihr Schmerz, desto mehr erschüttert uns das Schicksal dieser stichtlich mustergültig lebenden Familie. Wir wünschen dem würdig ausgestatteten Büchlein, das trotz Tod und Tränen Kraft, Zuversicht und Trost zu spenden geeignet ist, weiteste Verbreitung. (Die Hochwacht.)

## Der Russenschreck

Eine Erzählung aus den Tagen  
der Sommerschlacht in Masuren

Von Dietrich Darenberg

Mit Bildern von Erich Sturtevant. Gebunden M. 3.—

Nur aus innerster Anlage und bodenständiger Volkstümlichkeit heraus kann eine Erzählung wachsen, die uns so heimlich innig umhüllt, an den Schicksalen ihrer Gestalten unsere Herzen so erwärmt und begeistert, mit Liebe und Sorge, Leid und Seligkeit füllt, wie diese Geschichte aus Ostpreußens unseligsten Tagen... alles in allem ein bestgelungenes Volksbuch, lesenswert für jedermann, namentlich auch für die Jugend. (Festerstunden.)

## Unser Eisernes Kreuz

Ein deutsches Heldenbuch

Herausgegeben von

Ernst Boerschel

Mit 6 ganzseitigen Abbildungen. Gebunden M. 4.50

Dieses deutsche Heldenbuch ist Jungdeutschland gewidmet. Und mit Recht! Es gehört in die Hand der deutschen Jugend, damit sie erfüllt werde von dem Heldengeiste der Väter. Worte lehren, aber Beispiele ziehen. Die Beispiele machen den Wert dieses Buches aus. Darauf beruht seine erzieherische Kraft.

(Deutsche Lehrerzeitung.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

## Deutsche Geschichte

Von Prof. Dr. Otto Raemmel

Dritte, durchgesehene und bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts fortgeführte Auflage. Mit 497 Abbild. und 6 Karten. Zwei starke Bände. Geheftet M. 17.—, in zwei Prachtbänden M. 22.—

Raemmels Deutsche Geschichte wendet sich an die weiten Kreise jener gebildeten und denkenden Leser aus den verschiedensten Berufsclassen, die nicht imstande sind, umfangreichere Werke durchzuarbeiten, sich jedoch von kurzgefaßten Handbüchern nicht befriedigt fühlen. In frischem Tone, getragen von einem gründlichen und ausgebreiteten historischen Wissen, durchweht von einem erquickenden Hauch wahrhaft nationalen und patriotischen Geistes, führt das schöne Werk durch die Schicksale des deutschen Volkes von seinen ersten Anfängen an. Das Werk ist ein zuverlässiger und gewissenhafter Führer durch die deutsche Geschichte, es hilft durch die Erkenntnis des Werdeganges unseres Volkes ein vertieftes Verständnis für seine gegenwärtige Lage und für die Aufgabe der Zukunft zu gewinnen.

Ein Urteil: Gebiegen und zuverlässig im vollsten, schönsten Sinne des Wortes — das ist wohl das passendste Prädikat für diese großdeutsche Meisterleistung!

(Dr. Hans F. Helmolt in der „Illustrierten Zeitung“.)

## Deutsche Literaturgeschichte

Von Otto von Leigner

Neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Dr. Ernst Friedlaender. Neunte, mit der achten gleichlautende Auflage. Mit 486 Textabbildungen und 56 zum Teil mehrfarbigen Beilagen. In Prachteinband M. 20.—. Ausgabe in zwei Halbfranzbinden M. 24.—

Urteile: ... ein Literaturwerk allerersten Ranges ... Inhaltlich schlägt es wohl die meisten anderen Werke dieser Art ... Die Einleitungen zu den einzelnen Hauptabschnitten sind unübertrefflich. (Richard Boozmann.)

Der Neubearbeitung, die nach einem wohlüberlegten Programm erfolgte, kann man nur beifstimmen. Vollständig neu sind die beiden letzten Kapitel „Neue Kritik und Heimatkunst“ und „Dichtende Frauen der Gegenwart“, Partien, die sich Leigners Darstellungsart durchaus ebenbürtig anschließen ... Das Werk hat in seiner Neugestaltung nach allen Richtungen wesentlich gewonnen.

(Literarisches Zentralblatt.)

## Illustrierte Geschichte der fremden Literaturen

Von Otto von Leigner

Zweite Auflage. Mit 375 Textabbildungen und 20 teilweise mehrfarbigen Beilagen. In Prachtband M. 20.—

Umfassende Gründlichkeit, feines, sicheres Urteil und glänzende Darstellung zeichnen auch dieses im Anschluß an die „Deutsche Literaturgeschichte“ erschienene Werk aus.